



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 5.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

Mai 1883.

Inhalt: Gründung eines armenischen Seminars in Rom. — Die Klosterfrauen von Quebec. (Fortsetzung.) — Eine Reise nach Uboë und Usigova an der Ostküste Afrikas. (Schluß.) — Nachrichten aus den Missionen: Kleinasien; Centralafrika; Südafrika; Westafrika; Aus verschiedenen Missionen. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Maron, der jugendliche Bekenner aus dem Libanon.

Gründung eines armenischen Seminars in Rom.

Seine Heiligkeit unser glorreich regierender Papst, Leo XIII., hat beim Jahresfeste seiner Krönung für die katholischen Armenier ein besonderes Seminar in Rom gegründet. Die väterliche Fürsorge unseres Heiligen Vaters, welche ihn mitten in seiner Noth und Bedrängniß mit großen Opfern diese neue Pflanzstätte unseres Glaubens für den Orient schaffen läßt, ist wahrhaft rührend und bewunderungswürdig. Das Breve, welches die bezüglichlichen Anordnungen trifft, gibt zunächst einen Überblick über die hauptsächlichsten Wohlthaten, welche die römischen Päpste den Völkern des Orientes, und namentlich Armenien, zur Reinerhaltung der katholischen Lehre erwiesen. Es erinnert daran, wie bereits Urban VIII. den armenischen Jünglingen den Zutritt in das Urbanische Collegium gewährte, wie Benedikt XIV. das Patriarchat von Cilicien herstellte, wie Gregor XVI. die Angelegenheiten der Diözese von Konstantinopel ordnete und in edelmüthiger Weise zur Gründung eines armenischen Pilgerhauses in Rom beitrug, wie in neuerer Zeit Pius VIII. durch Vermittlung Oesterreichs und Frankreichs die katholischen Gemeinden unter der türkischen Herrschaft von der Verfolgung der schismatischen Geistlichkeit befreite; wie endlich Pius IX. Alles aufbot, um das neue armenische Schisma gänzlich zu beseitigen. Dann fährt der Heilige Vater in seinem denkwürdigen Schreiben also fort:

„Durch die erwähnten Beispiele Unserer Vorgänger, wie auch durch die nicht geringen Dienste, welche von Armeniern der Kirche geleistet worden sind, fühlen Wir Uns, obschon Wir ohnehin dem Oriente wohlgeneigt sind, bewogen und angetrie-

ben, uns Armeniens in ganz besonderer Weise anzunehmen; denn es hat sich durch den Ruhm großer Tugenden ausgezeichnet und ist als Wiege des Christenthums ehrwürdig. Schon lange erwägen Wir, auf welche Weise Wir am besten zum allgemeinen Wohle dieses Volkes beitragen könnten. Einiges glaubten Wir mit Gottes Hilfe schon durch die Bemühungen jener apostolischen Männer erreicht zu haben, Mitglieder der Gesellschaft Jesu und Schulbrüder, welche Wir nach Armenien sandten. Diese mühen sich dort bereits im dritten Jahre im Unterrichte oder in der Seelsorge ab. Doch, Wir möchten noch mehr thun und namentlich dafür sorgen, daß nach dem Beispiele mehrerer anderer Nationen auch Armenien zu Rom seine Pflanzstätte besitze, wohin es seine Jugend senden könnte, damit sie hier in den Wissenschaften unterrichtet und für die Seelsorge wohl vorbereitet werde. Sicher ist kein Ort mehr geeignet für die Ausbildung guter Seelsorger, als Rom, die Hauptstadt der christlichen Welt, wo die Grabstätte der größten Apostel sich befindet und wo die Jünglinge unter den Augen des Papstes gebildet werden, der in seinem Amt als Stellvertreter Gottes der Vater aller Völker und der Hüter und Erklärer des katholischen Glaubens ist.“

Der Heilige Vater führt ferner aus, wie schon Gregor XIII. im Jahre 1584 denselben Plan gefaßt und dessen Ausführung bereits beschlossen hatte, wie aber der Tod dieses Papstes den Vollzug vereitelte. Bei Gelegenheit der Säcularfeier der Apostelfürsten hätten dann armenische Bischöfe Pius IX. um die Wiederaufnahme des Planes Gregors XIII. gebeten; die größten Schwier-

rigkeiten jedoch haben die Erfüllung dieser Bitte bis jetzt unmöglich gemacht.

„Wir aber unternehmen im Vertrauen auf die göttliche Güte dieses Werk, das schon so lange ersehnt ist,“ beschließt unser Heiliger Vater. „Und wenn auch die Zeitverhältnisse nicht gestatten, seiner Gründung und seiner Vollendung so viel zuzuwenden, wie es Unser Wunsch wäre, und wie die Sache selbst erforderte: so ermuntert und bestärkt Uns doch in Unserm Vorhaben die beständige Freigebigkeit, welche unter den Christen aller Länder blüht. Daher gründen Wir kraft Unserer apostolischen Gewalt mit diesem Schreiben zur Vermehrung und Ausbreitung der katholischen Religion und zum Nutzen und Ruhme des armenischen Volkes in dieser erhabenen Stadt ein Collegium armenischer Kleriker und ertheilen demselben alle Privilegien und Rechte eines rechtmäßigen Collegs.“ (Es folgen die nähern Bestimmungen über die Leitung und Verwaltung der Anstalt, über die Aufnahme, den Unterricht und den Unterhalt der Zöglinge.)

Diese großmüthige That Leo's XIII. ist ein neuer, glänzender Beweis seines wahrhaft apostolischen Herzens, seines Eifers für die katholische Missionsthätigkeit. Unsere Leser werden das Vertrauen des Heiligen Vaters nicht täuschen und durch die beständige Freigebigkeit, welche auch unter ihnen blüht, den Wünschen Sr. Heiligkeit entsprechen. Der Stellvertreter Christi leuchtet Allen voran in opferfreudiger Freigebigkeit. Es sei uns gestattet, nur einen Zug seiner selbstlosen Liebe zu erzählen. Vor nicht langer Zeit legte ein englischer Bischof in einer Privataudienz Sr. Heiligkeit eine nicht unbedeutende Summe zu Füßen, mit dem Wunsche, daß der Papst dieselbe zu seinen eigenen Bedürfnissen verwenden möchte. „Geben Sie diese Summe für die armenische Mission,“ bat Leo XIII. „Ich habe es nicht so nöthig und werde derselben entzihen können.“ Und obschon der Bischof Seine Heiligkeit drängte, blieb der Papst bei seinem Wunsche. Und doch ist es bekannt, in welcher großer Armuth und Bedrängniß der Hl. Vater seit dem Raube der italienischen Regierung lebt!

Die Klosterfrauen von Quebec.

(Eine Episode aus der Missionsgeschichte der Huronen. — Fortsetzung.)

3. Die Meerfahrt.

Am Morgen des 4. Mai 1639 versammelten sich die für Canada bestimmten Ursulinerinnen und Hospitaliterinnen in der Klosterkapelle des Spitals von Dieppe, um der Hl. Messe beizuwohnen und gemeinschaftlich den göttlichen Heiland zu empfangen, bevor sie das Schiff bestiegen. Die ganze Hafenstadt nahm Antheil an dem heldenmüthigen Unternehmen der Gott geweihten Jungfrauen; waren es doch die ersten, welche sich in die Wildniß der „Neuen Welt“ hinüberwagten. Unter den Thränen der zurückbleibenden Nonnen, unter lautem Ruf und Glückwunsch der Menge bestiegen sie die Wagen und fuhren durch die vollgefüllten Straßen zum Strande, wo die Schaluppe des Admiralschiffes ihrer harzte. Die Flotte hatte den Hafen bereits verlassen und lag zur Fahrt bereit auf der Rhebe. Freudig bestieg Madame de la Peltrie mit den Oberinnen der beiden kleinen Ordensgenossenschaften, Mutter Maria von der Menschwerdung und Maria vom Hl. Ignatius, das Fahrzeug; die übrigen folgten. Außer den Nonnen hatte sich Madame de la Peltrie eine junge Gefährtin angeschlossen, Carolina Barré, nur 19 Jahre alt, die erste Jungfrau, welche auf dem Boden Nordamerikas die heiligen Ordensgelübde ablegte, und den Hospitaliterinnen folgte eine fromme Magd, Katharina Chevalier, welche gelobt hatte, den Nonnen zehn Jahre als Magd zu dienen für den einzigen Lohn, am Ende dieser Frist die Aufnahme als Laienschwester zu erhalten. Gleichzeitig mit diesen edelmüthigen Jungfrauen schifften sich die Jesuiten-Missionäre Patres Vimont, Poncet, Chaumonot, Burgon, Karl Lalemant und ein Laienbruder ein. P. Vimont bestieg mit den Ordensfrauen das Admiralschiff „St. Joseph“; die übrigen Priester vertheilten sich auf die andern Schiffe der Flotte. Dann gab der Admiral das Zeichen zur Abfahrt; man lichtete die Anker, die Segel wurden ausgespannt und füllten sich in der frischen Brise, welche vom Ufer her die letzten Grüße der Heimat den Seefahrern zutrug.

Alles schien einen günstigen Anfang der Reise zu verkünden. Dennoch sollte der Beginn schon eine harte Probe der Geduld bringen. Der Wind, der die Segel fröhlich füllte,

steigerte sich in wenigen Stunden zum Sturme und nöthigte den Kapitän, nochmals umzukehren und auf der soeben verlassenen Rhebe Schutz zu suchen. Vierzehn lange Tage dauerte das Unwetter und lagen die Schiffe, von den Wogen hin- und hergeworfen, vor Anker, während welcher Zeit angesichts des heimathlichen Strandes, die Seekrankheit den Muth der frommen Frauen erprobte. Endlich kam günstiger Wind und die Flotte verließ die Gesteade Frankreichs. Aber schon drohte eine zweite Gefahr. Frankreich war damals mit Spanien im Kriege, und spanische Kreuzer beunruhigten alle Küsten und machten auf jedes Schiff Jagd, welches die französische Flagge trug. Erst seit wenigen Stunden hatte man das Land aus den Augen verloren, da verkündete die Wache im Mastkorb: Drei, vier Segel, eine ganze Flotte in Sicht! Es waren Spanier. Das kleine für Canada bestimmte Handelsgeschwader konnte sich nicht verteidigen und mußte sein Heil in der Flucht suchen. Man kann sich denken, mit welcher Angst die Missionäre und Ordensfrauen zu Gott um Hilfe beteten. Mit genauer Noth entkamen sie der Gefahr, indem der Admiral nach den Küsten Englands abschwankte und so die Spanier glauben machte, sie hätten englische Schiffe vor sich.

Dann begann die einsörmige Meerfahrt, während welcher sie über anderthalb Monate kein Land zu Gesicht bekamen. Die Ordensfrauen hatten sich auf dem Schiffe wie in einem Kloster eingerichtet; Betrachtung und Gebet, Arbeit und Erholung hatte seine festen Stunden; beinahe täglich konnten sie der heiligen Messe beizuwohnen, nur 12 oder 13 Mal mußte das Hl. Opfer wegen stürmischer See unterbleiben. Mehr als einmal brachten heftige Orkane das Schiff in Gefahr; die größte aber erlebten sie am Dreifaltigkeitsfeste. Sie hatten soeben nach der heiligen Messe und Communion die kirchlichen Tagzeiten zu Ende gesungen, als auf dem Verdecke ein Schreckensschrei ertönte und wirres Getümmel sich erhob. Alles stürzte hinauf; wenige Schritte vor dem Bug starrte ihnen ein ungeheurer Eisberg durch den dichten Nebel entgegen. Der Koloss trieb rasch mit der Strömung auf den St. Joseph zu und der Schiffbruch schien unvermeidlich.

„Der Eisberg war groß, wie eine mit Mauern und Zinnen umwallte Stadt,“ erzählt die ehrw. Mutter Maria von der Menschwerdung. „Er hatte Vorsprünge wie Bastionen; Gletscher wölbten sich darüber wie Kuppeln, und hohe, spitze Risse ragten wie Kirchtürme in die Luft, so hoch, daß ich ihr Ende durch den Nebel nicht sehen konnte. Mit einem Worte, man konnte nichts Schrecklicheres sehen als diesen schwimmenden Felsen, den außerordentlichsten vielleicht, den jemals das Meer hervorbrachte. Alle schrien: ‚Barmherzigkeit, wir sind verloren!‘ so daß angesichts des, wie es den Anschein hatte, unvermeidlichen Todes P. Vimont Allen laut die Botsprechung erteilte, denn man erwartete nichts anderes als den augenblicklichen Schiffbruch. Er machte also im Namen aller Reisenden und Matrosen der Mutter Gottes ein Gelübde. Die Mutter Maria vom hl. Joseph begann laut die Lauretanische Litanei vorzubeten und die Übrigen knieten rings um sie nieder und antworteten. Die Hospitaliterinnen machten dem hl. Joseph ein Gelübde, und obwohl alle Segel gespannt und vom Winde geschwellt waren und der Befehlshaber eine falsche Bewegung ausführen ließ, drehte sich dennoch das Schiff in einem so scharfen Bogen, daß der Eisberg, der so nahe vor unserm Buge stand, plötzlich hinter unserm Spiegel lag, was unsere Furcht in Dankgebete verwandelte.“

Endlich lief die Flotte in den Golf des Lorenzoströmes ein und erreichte, nach abermaliger Gefahr eines Schiffbruches, indem sie bei dichtem Nebel sich plötzlich zwischen Felsenriffen befanden, den Hafenplatz von Tadoussac an der Mündung des Saguenay in den Lorenzo. So hatten die frommen Frauen die ersehnten Gestade des damals noch ganz wilden Canada vor sich. Madame de la Peltrie und ihre Begleiterinnen verließen das Schiff, um auf dem Boden ihrer zukünftigen Arbeit ein erstes Gebet um den Segen Gottes zum Himmel zu senden. „Wir begegneten mehreren Wilden,“ erzählt die ehrw. Mutter Maria von der Menschwerdung, „sobald wir das Ufer erreichten, und ihr Anblick bereitete uns großen Trost. Die armen Leute hatten noch niemals Frauen in einer Kleidung wie der unserigen gesehen, und als man ihnen sagte, wir wären die Töchter von Häuptlingen — denn man mußte sich im Ausdrücke ihrer Denkweise anpassen —, welche aus Liebe zu ihnen ihre Heimath, Eltern und alle Genüsse Frankreichs verlassen hätten, waren sie außer sich vor Staunen. Und ihre Verwunderung stieg noch, als man ihnen erklärte, wir seien gekommen, um ihre Töchter zu unterrichten, damit sie nicht dereinst in den Flammen der Hölle brennen müßten. Sie konnten das gar nicht begreifen, und um zu sehen, wie sich dieses wunderbare Ereigniß weiter gestalten würde, folgten sie uns längs des Ufers bis nach Quebec und wandten kein Auge von unserm Schiffe ab.“

Der „St. Joseph“ mußte längere Zeit bei Tadoussac liegen bleiben; deßhalb entschlossen sich die Ordensfrauen, sich in einer kleinen Barke den Strom hinauffahren zu lassen. Sie bewunderten die immer wechselnde Flußlandschaft mit ihren kleinen und größeren Inseln, mit den wilden, mit hohen Tannen bestandenen, vielfach ausgebuchteten Ufern, an denen damals von Tadoussac bis Cap Tourmente noch kein einziges Haus stand. Am vierten Tage, es war der 31. Juli, das Fest des hl. Ignatius, umschifften sie das Cap Tourmente und segelten längs der großen Insel Orleans hin, in der Hoffnung, noch vor Sonnenuntergang das Ziel ihrer Reise zu erreichen. „Wir hatten einige Hoffnung,“ erzählt Mutter Maria vom hl. Ignatius, „am Abend noch Quebec zu erreichen, aber die Ebbe war uns entgegen und der Wind nicht günstig. So mußten wir den Morgen erwarten, und da der Platz schön gelegen und

die Brandung leicht war, stiegen wir an den Strand der Insel Orleans, welche damals noch unbewohnt war. Da baute man drei Hütten nach Art der Wilden; die Nonnen bezogen die eine, die Missionäre die zweite und die Matrosen die dritte. Wir hatten eine Freude, die sich nicht beschreiben läßt, da wir uns jetzt in diesen gewaltigen Wäldern befanden, und wir weckten ihren Widerhall durch unsere Lieder, indem wir tausendfach Gott dankten, daß er uns so glücklich an diesen Ort geführt hatte.“

4. Empfang und erste Einrichtung.

Der 1. August 1639 war ein großer Freudentag für Quebec. Sobald man die Barke gewahrte, wurde sie mit Mörser- und Musketenschüssen begrüßt, und flammten Freudenfeuer auf den schroffen Felshöhen, welche heute das Fort von Quebec krönt. „Als man uns meldete, es komme ein Schiff, das auf seinen Planken ein Jesuitencolleg, ein Haus der Hospitalfrauen und ein Kloster der Ursulinerinnen trage, kam uns die Kunde vor wie ein bloßer Traum,“ sagt P. Le Jeune¹, „aber als wir an das Ufer des Stromes hinabkamen, fanden wir, daß es Wirklichkeit sei. Diese heilige Schaar stieg aus dem Fahrzeuge, warf sich auf die Kniee, pries Gott im Himmel und küßte den Boden der theuern Heimath, wie sie diese Küste nannten.“ „Wir küßten ihn,“ sagt der Bericht der Hospitaliterinnen², „außer uns vor Dankbarkeit und Ehrfurcht, indem wir den Vers beteten: ‚Freiwillig will ich Dir opfern und Deinen Namen bekennen, o Herr, denn gut ist es,‘ Gott lobpreisend für seine liebevolle Führung und uns zur freudigen Ertragung aller Kreuze anbietend, welche Er nach seinem Wohlgefallen schicken würde.“

Der Gouverneur von Canada, der edle Ritter von Montmagny, war an der Spitze der Verwaltungsbehörden, der Geistlichkeit und der ganzen Besatzung an das Ufer herabgekommen, empfing daselbst die frommen Frauen mit der größten Freude und Ehrfurcht und geleitete sie unter militärischen Ehren in die Oberstadt hinauf, während die Kanonen des Forts St. Louis weithin in die nahen Urwälder das glückliche Ereigniß donnernd verkündeten. Der erste Besuch galt dem göttlichen Heilande in der Kirche Notre Dame de Recouvrance. P. Le Jeune stimmte feierlich das Te Deum an, welches von Allen mit bewegter Stimme gesungen wurde. Dann folgte die Feier der heiligen Messe. Nach Beendigung des Gottesdienstes führte der Gouverneur die Neuangekommenen auf das Schloß und bewirthete sie daselbst. Dann geleitete er die beiden Ordensgenossenschaften nach den provisorischen Wohnungen: die Hospitaliterinnen wurden in einem Hause der Oberstadt untergebracht, gerade dem Fort gegenüber; die Ursulinerinnen in einer Hütte am Fuße des Hügels, nicht weit von der Stelle, wo heute die Kirche der Unterstadt steht. Die Einrichtung war natürlich sehr einfach; nicht einmal Betten fanden sich vor, Fichtenzweige bildeten das harte Lager, und für die Küche sorgte in den ersten Tagen der Gouverneur. „Unsere Möbel bestanden in einem Tische, oder vielmehr in einer Holzplanke, welche auf vier Stöcken stand, und in zwei Bänken von der gleichen Form, und das betrachteten wir noch als großen Reichthum,“ erzählen die Spitalfrauen. „Da wir keine Betten hatten, baten wir um einige Baumzweige, um uns

¹ Relations des Jésuites 1639, p. 8.

² Histoire de l'hôtel de Dieu à Quebec, p. 73.

darauf zu legen; sie waren aber so voll Raupen, daß wir uns am Morgen ganz damit bedeckt fanden.“ So zeigte den Ordensfrauen schon der erste Abend und die erste Nacht die Prosa des Lebens und der Entbehrungen, welche ihrer in dieser Wildniß nach dem rasch verrauschten Jubel des Empfanges harrte. Wir dürfen nicht vergessen, daß Quebec damals nur aus einem Palissadenfort und einigen Duzend Holzhäusern bestand. Die ganze französische Bevölkerung der Kolonie überstieg nicht die Zahl von 250 Seelen. Auf dem nördlichen Ufer zogen in der Umgebung von Quebec einige hundert Wilde vom Stamme der Algonkin umher; viele davon hatten sich in dem nahen Sillery niedergelassen. Fast die ganze Nahrung lieferte der allerdings sehr fischreiche Strom; die Jagd gab wenig Wildpret; noch weniger Lebensmittel brachte der mit dichten Wäldern bedeckte Boden. Aus Furcht vor den herumstreifenden Wilden wagten sich die Kolonisten nur in die nächste Umgebung der wenigen Schutzorts, und auch da wurden sie nur zu oft überfallen, beraubt und schrecklich zu Tode gemartert. So war

Canada zur Zeit der Ankunft der ersten Ordensfrauen nicht nur ein rauher und armer, sondern auch ein gefahrvoller Aufenthalt.

Am Tage nach ihrer Landung in Quebec veranstaltete P. Le Jeune mit den Neuangekommenen einen Besuch in dem neuen Christendorfe Sillery. Sie sollten bei dieser Gelegenheit die Wilden kennen lernen, an deren Bekehrung sie arbeiten, deren Kinder sie erziehen, deren Kranke sie pflegen mußten. Das Dorf lag fünfviertel Stunden oberhalb Quebec am Ufer des Stromes; vor etwa zwei Jahren hatte es der Commandant Sillery für die bekehrten Algonkinfamilien gegründet, welche dem unstäten Wanderleben in den Wäldern entsagen und sich unter Leitung der Jesuiten-Missionäre eine bleibende Wohnstätte wählen wollten. In leichten Rähnen fuhr die Gesellschaft den Lorenzo hinauf. Die Neubekehrten erwarteten sie am Ufer und gaben ihrer Freude, da ihre Worte nicht verstanden wurden, durch Geberden Ausdruck. Man führte die Missionäre und Ordensfrauen in die kleine, ärmliche Kapelle,



Indianer am Lorenzofluß, Canoe verfertigend.

wo sie zum ersten Male das katholische Glaubensbekenntniß von den Lippen der Wilden in der Algonkinsprache abhingen hörten. „Thränen der Rührung flossen den Neuangekommenen über die Wangen, und umsonst gaben sie sich alle Mühe, ihrer Bewegung Herr zu werden; die Freude, welche ihr Herz zersprengen wollte, strömte über durch die Augen,“ sagt der alte Bericht. Die Missionäre ließen durch ihre neuangekommenen Mitbrüder einige Wilde taufen, welche hinlänglich vorbereitet waren, und Madame de la Peltrie, die muthige Führerin der Ordensfrauen, hatte den Trost, die Pathenstelle bei diesen Neubekehrten zu vertreten. Nach Beendigung der gottesdienstlichen Feier besuchte die edle Dame mit den Ordensfrauen alle Hütten der Wilden. Ohne darauf zu achten, ob die kleinen Indianermädchen schmutzig waren oder nicht, ob die Wilden eine solche Art der Begrüßung kannten oder nicht, umarmten und küßten sie alle. „So weit siegte das Gesetz der christlichen Liebe über alle Unterschiede und Bedenken!“ ruft P. Le Jeune aus. Dann kehrten die beiden Ordensgenossenschaften nach Quebec zurück

und bezogen daselbst ihre getrennten Wohnungen, nachdem sie sich gegenseitig ewige, geistliche Gemeinschaft im Herrn gelobt hatten.

Mit dem folgenden Tage begann die Zeit der Arbeit. Die Wohnung der Spitalfrauen war ziemlich geräumig; das Erdgeschloß richteten sie für einen großen Krankensaal, nebst Apotheke u. s. w. ein und ließen das darüber befindliche Stockwerk zu ihrer klösterlichen Wohnung abtheilen; da fand sich die Kapelle, das Kapitelszimmer, ein Schlafsaal für die Schwestern. In der Nähe hatte man einige Morgen Land ausgerodet und den Neubruch mit Weizen besät. Die Stelle aber, wo das Spital gebaut werden sollte, war noch mit den Tannen des Urwaldes bestanden. Am 15. August kamen endlich die Schiffe von Tadoussac herauf; jetzt konnten die Schwestern für die Kranken die Betten aufschlagen und das Spital einrichten. Es war hohe Zeit, wie wir sehen werden.

Noch viel ärmllicher als die erste Wohnung der Hospitallerinnen war die Hütte der Ursulinerinnen. „Unser Haus war so eng,“ sagt der alte Bericht, „daß ein und dasselbe

16 Quadratfuß große Zimmer unser Chor, unser Sprechzimmer, unsere Zelle und unser Speisesaal war; ein anderer enger Raum war das Schulzimmer für die kleinen Französinen und Wilden; für die Küche und die Kapelle ließen wir ein Schirmdach, einen offenen Schuppen an unser Häuschen bauen.“ Trotz ihrer engen Behausung hatten sich die guten Schwestern durch Madame de la Peltrie von den Missionären in Sillery sechs kleine Indianermädchen erbeten, um mit denselben sofort die Arbeit zu beginnen, für welche sie in dieses ferne, wilde Land gekommen waren. Die Unbequemlichkeiten waren natürlich nicht klein. Nur ein Beispiel führen wir aus den Briefen der ehrw. Mutter von der Menschwerdung an: „Die Unreinlichkeit der kleinen Indianerinnen, welche noch keinen Begriff von

französischem Anstande hatten, ließ uns täglich Haare, Kohlen und noch schlimmere Dinge in unserem Topfe finden; ja wir fanden sogar einen alten Schuh in der Pfanne. Doch das Alles hat uns den Appetit nicht sehr verborben.“ Ganz glücklich in ihrer Armuth nannten sie die elende Hütte ihr „Louvre“ und fühlten sich reicher an wahren Schätzen, als die Könige von Frankreich in ihren vergoldeten Prunkgemächern. „Wir besitzen die Schätze, welche uns in dieses Land gelockt haben — unsere theuern Neubekehrten!“ ruft die ehrw. Mutter von der Menschwerdung aus. Und auch der Frohsinn, dieser Bruder der ächten Frömmigkeit und dieses Kennzeichen des wahren katholischen Ordensgeistes, der ferne ist von finsterner Kopfhängerei, fehlte ihnen nicht. „Die Mutter Maria vom hl. Joseph,



Zwischen Mrogoro und Mwahle. (Nach einer Skizze P. Leroy's.)

lesen wir in einem andern Briefe, „macht uns in der Stunde unserer Erholung oft laut ausschreien vor Lachen.“ Madame de la Peltrie theilte alle Armuth und Abtödtung des Klosters, dessen Gründerin sie war. Man sah die hochgeborne Dame mit dem Besen in der Hand das Haus lehren, in der Küche helfen, die Geschirre waschen, namentlich aber war ihre Lieblingsbeschäftigung das Kämmen und Waschen der kleinen Indianermädchen. „Wenn man uns diese Besen übergibt,“ erzählt die erste Oberin, „müssen wir sie vom Kopf bis zu den Füßen waschen; denn ihre Eltern reiben sie am ganzen Körper mit Fett ein. Und so große Mühe man sich auch gibt und obwohl man sie oft Kleider und Wäsche wechseln läßt, kann man sie doch erst nach langer Zeit vom Ungeziefer be-

freien. So ist eine Schwester den ganzen Tag mit Waschen und Kämmen beschäftigt. Es ist dieß ein Ehrenposten, um den sich alle eifrig bewerben. Wer ihn verwalten darf, achtet sich glücklich ob eines so erwünschten Looses; wer ihn nicht erhält, denkt, er sei desselben nicht würdig und übt sich um so mehr in der Demuth. Unsere edle Gründerin hat ihn beinahe ein Jahr versehen; jetzt genießt die Mutter Maria vom hl. Joseph dieses Glück.“

So übte sich die fromme Ordensgemeinde in Entsagung und Opfern, und zum Lohne dafür schickte ihnen der himmlische Bräutigam noch vor Ablauf der ersten Monate sein bestes Geschenk — neues Kreuz und Glend und Gnade dazu, dasselbe zu tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Reise nach Udoë und Ufigova an der Ostküste Afrikas.

(Nach den Mittheilungen P. Baur's, des apostolischen Präfecten von Sansibar. — Schluß.)

6. Mrogoro und seine Umgebung.

Gegen sechs Uhr Abends in der Nähe der Stadt angekommen, schickten wir den Führer voraus, um uns bei Ringo anzumelden; dieser ließ uns, wie das Fremden gegenüber seine Gewohnheit ist, antworten, er sei nicht zu Hause, und so wurden wir von einem seiner Leute empfangen, der uns eine Hütte als Wohnung anwies. Einer unserer Christen aus Rhonda aber kannte diesen Ringo und seine Gepflogenheiten und ging deshalb geraden Weges auf dessen Wohnung los und traf ihn auch richtig zu Hause. „Was hast du dich unterfangen?“ redete er ihn an und nannte alle unsere Titel. „Diese Männer, welche deine Stadt mit ihrem Besuche beehren, sind keine Araber; sie wissen, daß du zu Hause bist, und wenn du dich im hintersten Winkel deiner Hütte verborgen hältst, werden sie den Bruder Simba-Mwene's für eine Kröte halten, welche nicht aus ihrem Loch zu kriechen wagt. Komm, ich will dir helfen, deinen Fehler wieder gut zu machen!“

Kingo kam wirklich, aber er war an jenem Abende sehr verlegen und wortarm. Er ist ein junger Mensch, kaum 20 Jahre alt; dennoch regiert er mit seiner Schwester, welcher er bald nachfolgen wird, das ganze Land. Die Königin hat sich nach Mwhale, östlich von Mrogoro, zurückgezogen und empfängt dort den „Hango“ oder Zoll von allen Karawanen, welche von der Küste kommen, während die Karawanen aus dem Innern ihren Tribut an Ringo bezahlen müssen. Cameron und namentlich Stanley¹ reden mit Begeisterung von der Stadt Mrogoro, nennen sie aber Simba-Mwene nach dem Namen der Königin, welche damals in ihr wohnte. Es ist die Hauptstadt von Ufigova; sie wurde nach einem Plane von Kisabengo erbaut; dieser Mensch hatte sich aus einem Sklaven zum König aufgeworfen und ist der Vater der gegenwärtigen Sultanin. Seinem Talente kam nur seine Schlechtigkeit gleich. Hier und dort fängt die Stadt an, in Trümmer zu zerfallen; gleichwohl bietet sie einen Anblick, der in Afrika den Wanderer in Staunen setzt. Eine wohlgebaute, mehr als vier Meter hohe Steinmauer umschließt sie; diese Ringmauer bildet ein Viereck; jede Seite hat ein Thor, das Nachts durch eine schwere, mit Schnitzwerk verzierte Thüre verschlossen wird. Im Innern dieser Festung stehen der königliche Palast, die Wohnungen der königlichen Beamten und der wohlhabenderen Bürger. Um diese Bauten schließt sich eine zweite Stadt, welche ebenfalls durch Mauern aus Lehm vertheidigt wird. Zum Schutze gegen den Regen hat diese äußere Ringmauer ein Dach, sie bildet ein unregelmäßiges Viereck, hat zahlreiche Schießscharten und mehrere Thore, welche mit verschiebbaren Böhlen verschlossen und jeden Abend verrammelt

werden. Mrogoro hat eine bedeutende Bevölkerung; namentlich wimmelt es von Kindern, was man von den übrigen Ortschaften des Landes nicht sagen kann, in denen aus abergläubischen Beweggründen viele Kinder ermordet werden. Auch trifft man fast alle Tage Karawanen von der Küste oder aus dem Innern in der Stadt, und da sie gewöhnlich Lebensmittel einkaufen, sind diese hier viel theurer, als in der Umgebung. In der Stadt herrscht endlich eine verhältnismäßige Reinlichkeit, die man in den übrigen Ortschaften vergebens sucht und die gewiß viel zur Gesundheit dieses Ortes beiträgt; freilich besorgen auch hier das Amt der Straßenkehrer und Abdecker die Nasgeier mit seltenem Geschicke, weshalb ihre Tödtung streng verboten ist.

Unsern Aufenthalt zu Mrogoro benutzten wir zur Durchforschung der Umgegend; ein Führer begleitete uns; wir wurden überall gut aufgenommen und bewunderten immer mehr die Klugheit Kisabengo's, mit welcher er gerade diesen Platz zum Baue seiner Hauptstadt erwählte. Die Stadt liegt am Fuße des hohen und schönen Uruguru-Gebirges; im fernen Osten dehnt sich eine ungeheure Ebene, deren fruchtbares Erdreich einen üppigen Pflanzenwuchs hervorbringt; fleißig bestellte Felder liefern Mais, Sorgo, Zuckerrohr, Bohnen, Bananenfrüchte im Überflusse. Früher war auch die Reisernte beträchtlich; da aber eines Tages Löwen hereinbrachen und in der Umgegend von Mrogoro viele Leute erwürgten, erklärten die Zauberer, diese Art von Feldbau mißfalle den Geistern, und seit diesem Ausspruche wurde im Thale kein Körnlein Reis mehr ausgesät. Von den Bergen fließen der Mrogoro, der Mwhale und noch viele andere Bäche in die Ebene; zur Regenzeit führen sie eine große Masse Wasser und ergießen sich sämmtlich in den Geringere, einen schönen und breiten Fluß, der ebenfalls im Uruguru-Gebirge entspringt, dann Ukami durchströmt und endlich in den Rusu oder Ringani mündet. Hier liegt die Wasserscheide zwischen dem genannten Fluße und dem Wame. Von den Höhen aus, welche Mrogoro beherrschen, konnten wir uns an dem herrlichen Panorama kaum satt sehen. Berg und Thal sind mit zahlreichen wohlbevölkerten und hübsch gebauten Weilern bedeckt. Die Hitze scheint nicht übermäßig und das Klima gesund: ich glaube, eine Missionsniederlassung würde hier Alles finden, um zu wachsen und zu gedeihen. Wir richteten unser Augenmerk auf einen herrlich gelegenen Hügelrücken, zu dessen Fuß ein breiter Bergbach mit klarem, frischem Wasser fließt, das man mit leichter Mühe zur Benützung und Bewässerung herbeileiten könnte.

Nach Mrogoro zurückgekehrt, theilte ich meine Absicht Ringo mit, der inzwischen freundlicher und zutraulicher geworden war; er war mit Allem einverstanden und schien sogar sehr froh, da er wußte, daß wir die Freunde Bwana-Heri's seien, der im Auftrage des Sultans von Sansibar Gouverneur von Sadani ist und großen Einfluß besitzt. Statt seiner Gewohnheit gemäß den „Hango“ (Tribut) von uns zu verlangen, schenkte er uns ein stattliches Schaf, mehrere Hühner, Reis und Zuckerrohr. Als Zeichen meiner Freundschaft gab ich ihm einige Stücke Zeug, und als wir schieden, wollte er uns eine weite Strecke begleiten.

Da ich gerne mit Simba-Mwene gesprochen hätte, welche, wie man mir sagte, auf der Heimreise sei, und überdies den

¹ Die Beschreibung Stanleys theilten wir im Jahrg. 1879 S. 138 mit. Cameron sagt: „Wir passirten am Morgen die berühmte Stadt Simbaweni, die Festung des Löwen, einst die Residenz Kisabengo's, eines notorischen Freibeuters und des Schreckens aller umwohnenden Stämme. Jetzt aber sind ihre Ruhmeskränze verwelkt, und wir durchzogen die Stadt mit fliegenden Fahnen, die Forderungen ihrer jetzigen Herrscherin vollständig mißachtend. Diese ist eine Tochter Kisabengo's und besitzt zwar den Willen, aber nicht die Macht, sich so gemeinschädlich zu machen, als ihr räuberischer Vorfahr es war.“ (Vd. I. S. 48. Leipzig 1877.)

Weg von Mrogoro nach Mandera kennen lernen wollte, schlug ich diese Richtung ein und erreichte auf der gewöhnlichen Karawanenstraße zunächst Mwhale, die neue Residenz der „Löwenkönigin“. Fast alle Bewohner, Männer, Weiber und Kinder, waren der Königin entgegengezogen. Ein einziger Greis bewachte den Ort und zeigte uns freundlich den Weg. Nachdem wir den Geringere und mehrere, meist ausgetrocknete Bäche ohne Unfall überschritten hatten, erreichten wir in strömendem Regen und bis auf die Haut durchnäßt ein kleines Dorf, dessen Häuptling Msungulu heißt; umsonst fragten wir nach ihm. Die Leute sagten, er habe die Pocken und sei in den Wald geflüchtet, um dort entweder zu genesen oder zu sterben. In seiner Abwesenheit regierte der Oberzauberer und hatte sich seiner Macht bedient, um einen armen Greis, den er haßte, unter Beschuldigung der Hexerei, lebendig zu verbrennen. Einige Wasserkrüge, ein Felsen Leinwand, halb verkohlte Scheiter und Knochen bezeichneten die Stätte der Hinrichtung. — Das Dorf war, wie viele in dieser Gegend, von einem sogenannten „Tembe“, einer Art Befestigung, umschlossen, die aus Lehm und Fachwerk besteht und eine Terrasse bildet. Der Tembe ist zugleich Fruchtspeicher, Thurm- warte zur Beobachtung der Gegend, Wall und Brustwehr gegen Feinde und wilde Thiere. Raubthiere hausen in großer Zahl um Msungulu; so gerne wir geschlafen hätten, ließ uns doch das Brüllen der Löwen und das heisere Gebell der Hyänen lange nicht zur Ruhe kommen.

7. Nach Bagamoyo zurück.

Am nächsten Tage hatten wir zweimal über den Geringere zu setzen, der an jener Stelle einen weiten Bogen beschreibt, als Brücke dienten Baumstämme; der Esel wurde in's Wasser geworfen und an Stricken nachgezogen. Zahlreiche Bäche münden in diesen Fluß; ihr Bett war meist trocken oder hatte nur einen dünnen Wasserfaden; manchmal füllte es auch eine faulende Schmutzlache oder hohes Schilf und dichtes Dornestrüppe. Oft fanden wir eine erstaunliche Menge tochter Fische. Solche Bäche bilden immer ein nicht geringes Hemmnis für die Karawanen. Wir folgten ruhig dem Wege, den uns der alte Zauberer gezeigt hatte, verloren ihn aber mitten im Dickicht; die Fährte wilder Thiere hatte uns weit ab in die Irre geführt. Die Karawane machte Halt. Während zwei Mann sich entfernten, um den Weg wieder zu finden, wurde unsere Aufmerksamkeit durch den kurzen und stoßweisen Schrei des Honigkuckucks (*euculus indicator*) gefesselt. Das ist ein sonderbarer Vogel; sobald er uns erblickte, schrie er, flatterte von Zweig zu Zweig, flog voran und kam zurück und lud uns ein, ihm doch zu folgen. Einige unserer Träger gehorchten seinem Rufe, ganz überzeugt zu einem Bienenstocke oder zu einem wilden Thiere geführt zu werden; denn dieser Vogel täusche niemals. In der That fanden sie bald den Schwarm, der in einem hohlen Baume sich angesiedelt hatte. Nach kurzem Zaudern stieg Peter mit einer Art auf den Baum und holte mit kühnem Griff eine volle Wabe heraus; aber die Bienen stür-

men wüthend auf ihn ein, von dem Rechte der Selbstvertheidigung ausgiebigen Gebrauch machend. Verfolgt, gestochen, zermartert stürzt der freche Räuber vom Baume, fällt aber, seiner halben Katzenatur entsprechend, so glücklich auf Hände und Füße, daß er keinen weiteren Schaden nimmt. Die Gefährten seines Unternehmens wurden natürlich ebenfalls tüchtig gestochen und vollständig in die Flucht geschlagen.

Um 2 Uhr Nachmittags kamen die beiden Leute, welche wir ausgesandt hatten, zurück und meldeten, sie hätten den Weg gefunden. Sofort erhoben alle Träger den Ruf: „Safari!“ d. h. „Voran!“ und nach 1½ Stunden erreichten wir das befestigte Dorf Mgole. Der gleichnamige Häuptling saß unter der Thüre seiner Werkstatt und flocht Matten. Zahlreiche Thierfelle, namentlich Büffelhäute, hingen an den Wänden seiner Hütte. Diese Thiere waren in Fanggruben erlegt, wie wir sie öfters unterwegs fanden.

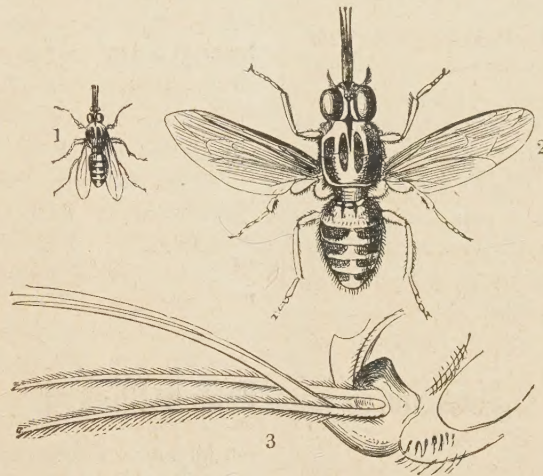
Der Marsch des folgenden Tages wurde durch fröhlichen Vogelgesang angenehm verkürzt. P. Hacquard und ich waren darob um so mehr erfreut, da man in den tropischen Gegenden sehr selten Singvögel trifft; unser Staunen wurde aber

noch größer, als wir die Stimmen von Nachtigallen zu hören meinten. Ich wage nicht zu behaupten, daß die Nachtigall hier heimisch sei; die Königin der Sängerinnen hat aber auf Sansibar eine Schwester, die ihr nahe kommt. Sonst war dieser Tagesmarsch sehr mühselig; denn wir hatten wieder schrecklichen Durst zu leiden; nur einmal trafen wir in einer Pfütze etwas übelriechendes Wasser, von dem wir eine Antilopenherde aufjagten und welches, wie die Spuren zeigten, die Tränke aller Thiere der Wilsoni bildet.

Endlich verkündete uns Hahnschrei, daß wir in der Nähe von menschlichen Wohnungen seien. Es war das Dorf Mbaa, dessen Häuptling Makungira heißt. Dorf, Häupt-

ling und Bewohner glichen sich alle: sie sind sammt und sonders unnennbar schmutzig. Am Abende und namentlich in der Nacht wurden wir von ganzen Schwärmen Miskitos angefallen; Kakerlaken, Küchenschaben, Wanzen, ungeheure Spinnen, Skorpione, Tausendfüße und anderes Ungeziefer kroch aus den Wänden, fiel aus dem Dache, wimmelte auf dem Boden, lief uns über Kleider, Hände und Gesicht. Mein Felleisen wurde zerfressen, den Stiefeln P. Hacquards ging es gerade so. Ein Auge zu schließen, war ein Ding der Unmöglichkeit; es schien, als ob das ekelhafteste Geziefer der Schöpfung sich in unserer Hütte zu Mbaa ein Stellbischein gegeben hätte. Auch waren wir am Vorabende gerade hier mehr als irgendwo anders von der Tsetsefliege hehelligt worden.

Dieses berühmte Insekt, das in der Kiswahili-Sprache „Tschafonon“ heißt, ist eine der furchtbarsten Geißeln Afrikas. Sie findet sich von den Capländern bis über den Äquator hinaus, doch glücklicherweise nicht überall. Ohne daß man den Grund hinreichend erklären kann, lebt sie an bestimmten Plätzen und gedeiht an andern Orten wieder nicht; man könnte eine vollständige Karte ihrer Verbreitung über Afrika



Die Tsetse-Fliege (*Glossina morsitans*).

1 In natürlicher Größe.

2 In dreifacher Vergrößerung.

3 Der Stiehpapparat in zwanzigfacher Vergrößerung.

entwerfen. Sie hat ungefähr die Größe einer Stubenfliege; das Männchen ist etwas kleiner als das Weibchen; sie haben eine gräuliche Färbung und ein eigenthümliches, hohes Summen, das man sofort wieder erkennt, wenn man es auch nur einmal gehört hat. Sie liebt es, im Verborgenen zu stechen; oft machte ich die Beobachtung, wie sie sich unter die Kleider, in die Ärmel, unter den Schweif der Thiere verkröcht. Sie bohrt dann ihren kleinen Rüssel, an dessen Wurzel, wie ein winziges Tröpfchen Silber in einem durchsichtigen Krystallfläschchen, ein Giftbläschen glänzt, in die Haut, schiebt zwei Sauger in die giftige Stichwunde, pumpt sich voll Blut und fliegt nach kurzer Weile von dannen. Das genügt, um bei einem Ochsen, Pferde, Hunde oder Schafe eine solche Blutvergiftung herbeizuführen, daß der Tod gewiß ist. Gewöhnlich wird das Thier immer schwächer und hinfalliger und verendet erst nach Wochen oder selbst Monaten; manchmal wird es aber auch wie toll und rennt sich den Kopf an irgend einem Baum ein. Man behauptet, dem Esel schade das Gift dieser Mücke nicht; ich bezweifle diese Angabe sehr, wenigstens für alle nicht eingebornen; wir selbst haben schon mehrere Esel durch diese schreckliche Mücke verloren; auch das arme Thier, das uns auf dieser Reise so gute Dienste leistete, verendete bald nach unserer Heimkunft. Die belgische Expedition hat für ihre Reise in das Innere drei Elephanten aus Indien kommen lassen; auch diese erlagen der Tsetse¹. Nur der Mensch, die Ziege und die wilden Thiere trugen ihrem Stiche, der übrigens nicht schmerzhafter ist, als ein gewöhnlicher Mückenstich. Ein Gegengift ist nicht bekannt; die Leute hier behaupten, wenn man den Schwanz der Thiere mit Löwenfett einreibt, so vertreibe das die Tsetse; leider ist der Löwe nicht immer in der Laune, sein Fett dem ersten Besten zur Nutznießung zu überlassen.

Am Abende vorher hatten wir nach langem Hin- und Herreden mit den Leuten ausgemacht, daß sie uns einen Führer zur Weiterreise mitgeben würden. Am Morgen fing aber der Streit von vorne an. Der Sache müde, faßte ich endlich den Häuptling am Arme, bedrohte ihn mit dem Zorne der Weißen und sagte ihm: „Du selbst sollst unser Führer sein und ich werde dir zum Lohne geben, was mir gut scheint.“ Der arme Matungira war ganz erschrocken, stellte sich an die Spitze unseres Zuges, und so erreichten wir vor Abend noch den Wame nicht weit von dem Bergkegel des Pongwe. Wir mußten längere Zeit warten und hatten so Zeit, riesige Nester einiger Wasservögel zu bewundern, welche wie kleine Hütten in den Wipfeln großer Bäume angebracht waren; endlich holte uns ein Mann in einer Pirogue vom jenseitigen Ufer herüber.

Die fernere Rückreise bot wenig Bemerkenswerthes; nach kurzer Rast in Mandera, das wir am nächsten Morgen erreichten, zogen wir in vier Tagen durch Udoö an die Ufer des Kingani und heim nach Bagamoyo, wo wir nach beinahe zweimonatlicher Abwesenheit wieder eintrafen. Sechs Tage nach unserer Rückkehr erlag P. Hacquard dem Fieber; er starb fromm und gottergeben in unsern Armen. Oftmals brachte er sein Leben für die Bekehrung der Heiden zum Opfer dar. Ein anderer Missionär, P. Strebler aus der Diözese von Straßburg, und die Schwester Maria Petra von der Insel Mauritius folgten ihm in den Himmel.

Das sind herbe Prüfungen, die unsern Wunsch, die geplanten neuen Niederlassungen sofort zu beginnen, für jetzt durchkreuzten. Der Herr der Ernte kennt aber unsere Sehnsucht und unsere Noth: sein heiliger Wille geschehe in Allem!

Nachrichten aus den Missionen.

Kleinasien.

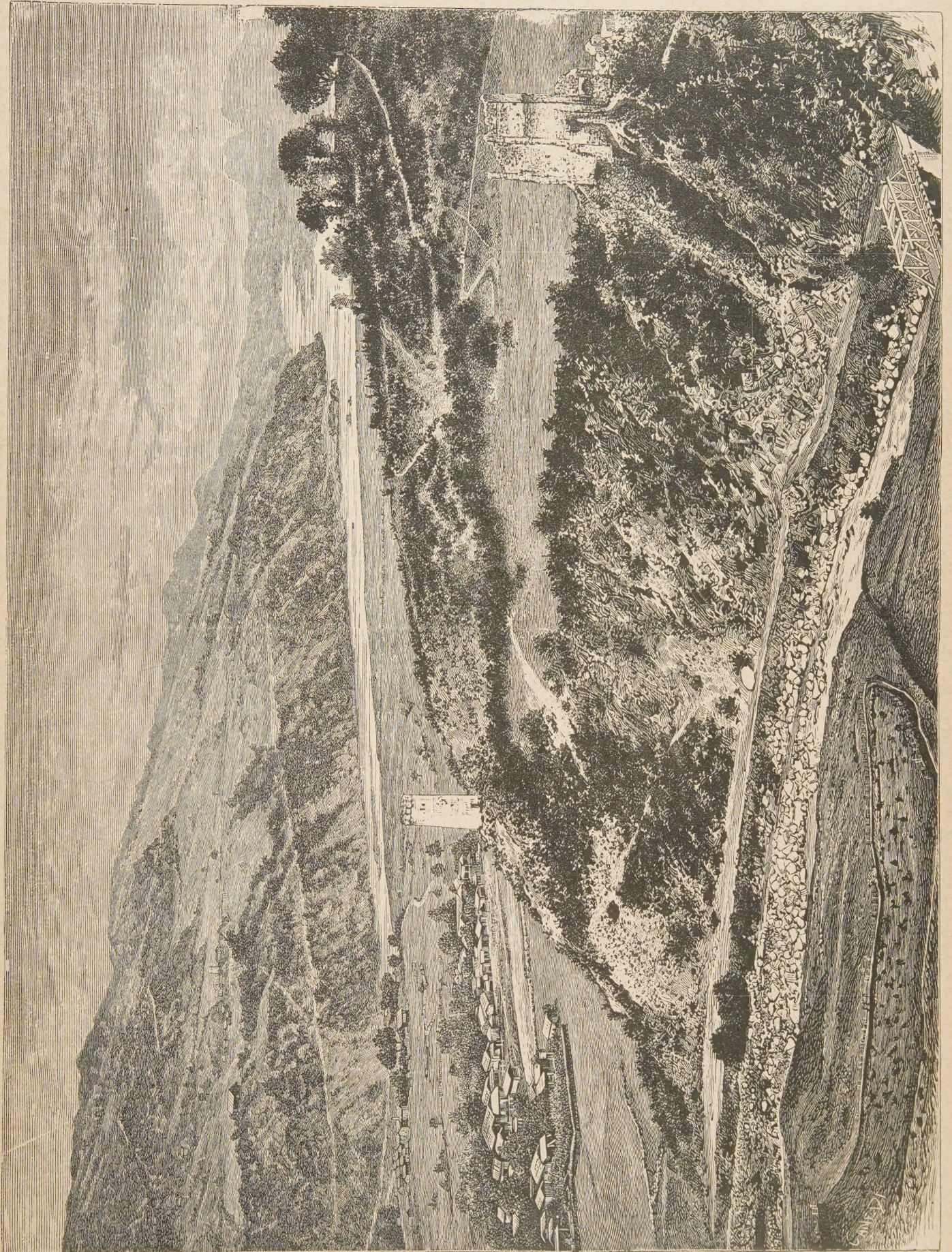
Armenien. Wie wir an der Spitze unserer heutigen Nummer mittheilen, hat Se. Heiligkeit Leo XIII. die großen Wohlthaten, welche er seit dem Beginne seines Pontifikates dem Oriente zuwendete, dadurch gekrönt, daß er in Rom ein eigenes Seminar zur Heranbildung eines durch Tugend und Wissenschaft ausgezeichneten armenisch-katholischen Klerus gründete. Inzwischen haben die vom Papste ausgesandten Missionäre in Kleinasien eifrig und muthig gearbeitet; bereits können sie, wie aus nachstehenden Briefen erhellt, von den ersten Erfolgen berichten.

P. de Damas S. J. besuchte zu Ende des letzten Jahres die von den Jesuiten im Auftrage Sr. Heiligkeit neugegründeten Missionsstationen in Armenien. Aus dem Berichte, welchen er an den Vorstand des Vereins der Glaubensverbreitung in Lyon richtete, ersieht wir, daß das Werk auf allen Punkten mit Muth und nicht ohne Erfolg begonnen ist. Nach stürmischer Fahrt über das Schwarze Meer, wobei das Unwetter das Schiff zwang, im Hafen von Sinope Schutz zu suchen, erreichte P. de Damas Samsun. Von da aus ging die Landreise zunächst nach Mersivan.

„Mersivan,“ sagt P. de Damas, „ist dem Ansehen nach eine Stadt von 14 bis 18 000 Seelen. Sie hat eine herrliche

Lage auf den Abhängen des Gebirges, welches sie wie ein grüner Schirm vor dem rauhen Winde schützt. An Wasser ist Überfluß, und zahlreiche Obstgärten schmücken die Stadt mit einer Krone von Grün. Die Luft ist scharf, der Winter kalt, der Sommer gemäßig. Man treibt Weinbau. Gleich nach der Weinlese wird der neue Wein getrunken. Man trinkt ihn rasch und oft verwendet man ganze Nächte auf diese angenehme Beschäftigung; denn die Sitte will, daß man bis gegen Ostern damit zu Ende sei, um dann die Fässer für die neue Lese herzurichten. Diese Stadt, in der wir uns niedergelassen haben, ist nicht eine der größten, aber eine der bedeutendsten des Landes. Die Amerikaner haben sie zu einem Mittelpunkt ihrer protestantischen Propaganda gemacht. Sie haben daselbst eine schöne Wohnung, große Gärten, mehrere Schulen, eine Art Seminar für Prädikanten; ja sie senden sogar einige junge Leute nach Amerika, um ihnen eine sorgfältigere Erziehung zu geben. Wie überall, so steht auch hier ihr Erfolg in keinem Verhältnisse zu den Auslagen. Es wird ihnen nicht gelingen, neben den vielen Secten, welche ein Krebsübel des Orientes sind, noch eine neue zu gründen; aber unglücklicher Weise wirken sie so zersetzend auf manche derselben, daß es die Verachtung jeder Religion und jedes Cultes zur Folge hat. Unsere Missionäre haben hier im Jahre 1881 eine Gegenbatterie eröffnet. Sie bewohnen ein so enges Bauernhaus, daß sie mir kaum ein Nachtlager anbieten konnten.“

¹ Andern Nachrichten zufolge verendeten dieselben an Überanstrengung



Landschaft von Gebaste (Simas).

P. de Damas wurde nicht nur von den Katholiken, sondern auch von den Schismatikern und Muselmännern gut aufgenommen. Überall die größte Gastfreundschaft. „Allah, Allah!“ riefen die Moslim, „es ist unsere Pflicht, den Greis mit dem weißen Barte, unsern Vater, zu bedienen.“ Die vier Missionäre, von denen zu Anfang nur einer etwas Türkisch und Armenisch verstand, hielten bereits Christenlehre in der Kirche, hatten eine Schule für Kinder und einen französischen Kurs für Erwachsene eröffnet und sich durch Krankenpflege allgemein beliebt gemacht. Auch von einigen Befehrungen erzählt P. de Damas, unter andern von der folgenden eines Zimmermanns.

„Ein Zimmermann erzählte mir also seine Geschichte: „Mit 22 Jahren wurde ich Protestant. Sechs Jahre später unternahm ich eine Wallfahrt nach Jerusalem; da ich daselbst nicht communiciren konnte, so that mir das sehr leid und ich wurde wieder schismatisch. „Weßhalb willst du uns verlassen?“ sagten die Protestanten. Ich antwortete: „Mein Handwerk als Zimmermann bringt es mit sich, daß ich oft alte Häuser einreißen muß, und bei dieser Beschäftigung muß ich so unerträglichem Staub verschlucken, daß ich das Handwerk schon lange aufgegeben hätte, wenn es nicht mein Brodverdienst wäre. Seit ich nun zu eurer Heerde gehöre, habt ihr nichts Anderes gethan, als jeden guten Glauben in meiner Brust eingerissen, und ich sage euch, der Staub eurer Zerstörung erstickt mich.“ — In Mersivan lernte ich die Jesuiten kennen. Ein neues Licht ging mir auf, und ich wurde katholisch.“

P. de Damas fügt bei, daß der Mann dießmal in der That aus Überzeugung seinen Glauben änderte und sowohl unter seinen 15 Arbeitern als unter seinen Zunftgenossen apostolisch wirkte. In Mersivan erhielt unser Missionär von mehreren umliegenden Weilern Einladungen, Bitte um Hilfe mit dem Versprechen der Rückkehr zur katholischen Einheit. Eine kleine Filiale gründete er: „Der Häuptling von 25 Familien, welche sich zur Befehrung geneigt erweisen, theilte mit mir seine Wohnung. Er überließ mir das einzige Zimmer und wohnte selbst mit seiner Familie in der Küche. Ich mietete ein bescheidenes Haus; ein Zimmer desselben soll als Kapelle dienen, ein anderes als Schule, ein drittes als Lehrerwohnung. Ich bestimmte die Anstellung eines Lehrers und kaufte einen kleinen Kirchhof, und so ist die neue Gemeinde mit dem Nöthigsten versehen.“

In Amasia, dessen Gründung uns P. de Damas schon letztes Jahr erzählte (S. 58), fand er die Missionäre in einem neuen Hause und tüchtig an der Arbeit: „Die ganze Bevölkerung ist schismatisch oder muhammedanisch. Dennoch wurden die Abgesandten des Papstes gut aufgenommen. Man hat ihnen zahlreiche Zöglinge anvertraut, welche eifrig den Katechismus lernen, täglich der katholischen Messe beizuwohnen und stolz darauf sind, bei derselben singen zu dürfen: Sie singen die armenischen Kirchengesänge herrlich. Da sie kein Schulgeld bezahlen, suchen sie ihre Dankbarkeit wenigstens durch kleine Geschenke, wie die Armuth sie ihnen erlaubt, zu bekunden. Man bringt ein paar Birnen, einige Äpfel u. s. w.“

Auf der Weiterreise nach Tokat kam unser Missionär in der Nähe der kleinen Stadt Hilele vorbei. Dort rächte Cäsar in alter Zeit die Niederlage des Lucullus und schrieb an den Senat sein berühmtes „Veni, vidi, vici“ (Ich kam, sah, siegte).

„Gegen Abend kam ich in das Thal, in welchem Tokat seine zahlreichen Häuser zwischen Bäumen und Gärten auf den Abhängen zweier Bergketten ausbreitet. Die Stadt hat keine geschichtliche Berühmtheit. Sie ist mit Armeniern, Griechen, Juden und Türken bevölkert; sieben schismatische Kirchen besitzt sie, nur eine einzige katholische; nicht weit von ihr zeigen die Schismatiker das Grab des hl. Johannes Chrysostomus. Drei von unsern Patres versehen die Mission. In

dem Hause, dessen Erdgeschoß sie bewohnen, hätten sie sich recht bequem einrichten können; aber der Wunsch größeren Nutzens bestimmte sie, auf jede Bequemlichkeit zu verzichten, um nur eine recht große Kapelle zu gewinnen. Sie haben bloß die Küche und ein Zimmer. Das Mahl genießen sie am Küchentische; das Zimmer ist zugleich Studiensaal und Empfangszimmer, und am Abende breiten sie ihre Matten im ersten besten Winkel aus. Schaaren von Kindern und selbst von angesehenen Leuten ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses drängen sich in ihre Schulen. Die Kapelle ist stark besucht. Am Sonntag Morgen wollte ich in die feierliche Messe gehen; da begrüßten mich die Klänge einer deutschen Melodie. Für einen Augenblick glaubte ich mich in der Nähe einer unserer schönen Kirchen am Ufer des Rheines. Der Obere spielte das Harmonium, und 15 klare Knabenstimmen fielen kräftig ein und bewirkten die angenehme Täuschung. Nach dem lateinischen Evangelium wurde dem Volke die armenische Übersetzung vorgelesen. Das ist ein feierlicher Augenblick in der orientalischen Kirche. Der armenische Priester wendet sich dem Volke zu; rechts und links vom heiligen Buche stehen die Chorknaben mit brennenden Kerzen in rothen Soutanen und weißen Chorchemden — aber leider mit nackten Füßen, denn sie sind arm. Mit welchem Gefühle antwortete ich am Schlusse das: Laus tibi, Christo! Ja, Lob sei dir, Christus, der du die armenische Nation trotz ihrer langen Untreue nicht ganz verlassen hast! Nach der Wandlung trugen die jungen Sängler einen lateinischen Hymnus, am Ende ein armenisches Lied nach einer Melodie von Beethoven vor.

Von Tokat nach Siwas ändert die Landschaft plötzlich ihr Ansehen. Unser Wägelchen rollt zuerst durch herrliche Obstgärten; dann steigt es so lange, daß man meint, der Weg wolle kein Ende nehmen. Endlich ist die Hochebene mühsam erklimmen. Da hört der Pflanzenwuchs auf; der Himmel ist dunkel; Schneewolken lasten auf den Bergklippen. Wir mußten durch Nebelmassen, wobei die Feuchtigkeit uns durchnäßte. Ich dachte an die Kreuzfahrer in den Schluchten des Taurus. Wie viele Entbehrungen! Wie konnte man eine Armee speisen? Wir waren nur zu zwei und hatten Mühe, ein Stücklein Brod, ein hartes Ei und ein wenig türkischen Käse zu erhalten. Die Kreuzfahrer aber zählten nach Tausenden, und die Militärverwaltung war noch nicht so eingerichtet, wie im 19. Jahrhundert. . . Der Himmel über uns war bleifarben. Ein wahrer Sturmwind brach los und trieb uns Regen, Hagelschauer und Schnee entgegen, so daß wir keinen trockenen Faden mehr am Leibe hatten. Wir eilten von Bergkamm zu Bergkamm. Unsere kräftigen kleinen Pferde trotteten stundenlang ohne Rast, mit einer einzigen Unterbrechung von zehn Minuten, als sie etwas Gerste erhielten. Man sah kaum zwei Schritte weit. Wie muß Siwas sein, da seine Zugänge schon so traurig sind! Aber nein. Plötzlich öffnet sich das Thal, die Wolken verschwinden; ein blasser Sonnenblick belebt die Landschaft und durch ein grünes Gitterwerk von Weiden erblickt man Häuser, über welche sich ein Felsen in die Lüfte erhebt, dessen Scheitel die Zinnen einer alten, jetzt in Trümmern liegenden Feste krönen. Da sind wir auch schon vor einem bescheidenen Häuschen, welches eine Schaar von Andächtigen umlagert. Unsere Patres ertheilen soeben zum ersten Male in ihrer neu eröffneten Kapelle den Segen mit dem hochwürdigsten Gute. Wir werfen uns vor unserm Erlöser in den Staub und bitten ihn, unsern Einzug in diese Stadt zu segnen, in welcher drei

unserer Missionäre ihr Zelt aufschlugen, um die Kämpfe des Herrn zu kämpfen. Im Anfang hatten sie Schwierigkeit, ein Haus zu mietten. Ein braver Mann beherbergte sie 14 Tage, und als sie sich für diese Gastfreundschaft erkenntlich zeigen wollten, sagte der edelmüthige Christ: „Ich habe die Gesandten Gottes aufgenommen: das ist mir Lohn genug.“

Simas ist der Hauptort einer Provinz und die Residenz des Generalgouverneurs. Unter europäischer Herrschaft wäre es eine hübsche Stadt. Ein Fluß mit weidenbekränzten Ufern durchfließt den Ort. Die Häuser bilden keine geradlinigen Straßen, sondern folgen den Krümmungen des Flusses. Kleine Brücken verbinden die Ufer. Leider wirft man Unrath aller Art in den Fluß, und die Straßen starren von einem schwarzen, ekelhaften Rothe. In kleiner Entfernung zeigt man einen bedeckten Brunnen, der mit einem nicht sehr alten Steinbaldachin überwölbt ist; daneben befindet sich eine Sumpflache von geringer Ausdehnung. Man glaubt, daß der Sumpf ein Überrest jenes zugefrorenen Teiches sei, auf welchem die 40 Soldaten, bekannt unter dem Namen der 40 Märtyrer von Sebaste, dem Tode durch Erfrieren ausgesetzt wurden. Nach der Kälte zu schließen, welche wir Ende October litten, begreife ich recht wohl, daß sie in einer Winternacht erfroren. Nicht weit davon ist das warme Bad, in welches sich eines der Opfer nach Verläugnung des Glaubens stürzte und den Erstickungstod fand. Eine traurige Erinnerung! Wir wollen lieber jenes Wächters gedenken, welcher beim Anblicke der Engel, die 40 Kronen brachten, an Jesus Christus glaubte, seine Kleider ablegte, sich auf die Eisfläche begab und starb, um den Lohn zu empfangen, den ein Feigling preisgab. Auf dem großen armenischen Kirchhof sollen sich, wie man behauptet, die Gräber der Märtyrer vorfinden. Ein plummes Monument bedeckt sie; es ist offenbar aus den Ruinen eines christlichen Gebäudes aufgeführt. Die Steine sind mit vielen Kreuzen bezeichnet; auch Wappenkreuze glaubte ich darunter zu entdecken, vielleicht ein Andenken an einige Kreuzfahrer, welche bis hierhin kamen.“

Wir fügen diesen Schilderungen P. de Damas' den Brief eines der Missionäre von Simas bei. Der hochw. P. Gras, S. J., schreibt aus diesem durch die Akten der Märtyrer hochberühmten Orte:

„Die Katholiken von Amasia, Tokat und Simas, dem Ziele unserer langen und beschwerlichen Reise, haben uns mit großer Freude empfangen; die Protestanten dagegen und Schismatiker waren nicht wenig bestürzt. Ich selbst weiß noch keine 20 Worte armenisch; mein Gefährte aber, P. Vernier, spricht es, auch türkisch, recht geläufig; er lernte beide Sprachen bei seinem Aufenthalte im Libanon. Allein es wird doch immer noch eine Weile dauern, bis er die Sprache so vollkommen besitzt, daß er predigen kann. Unser deutscher Laienbruder Pless weiß schon so viel türkisch, daß er die Einkäufe besorgt. P. Vernier hat jetzt angefangen, unsern Schülern den Katechismus auf armenisch zu erklären. Die Bewohner von Perquenik, einem Dorfe, welches eine gute Stunde von Simas entfernt ist, sind alle am Ende des letzten Jahrhunderts zur katholischen Kirche zurückgekehrt und bilden auch heute noch eine eifrige katholische Gemeinde von 1700 Seelen.

Wenn wir nur eine Kirche hätten! Als Kapelle dient uns bis jetzt ein kleines Zimmer; die Kinder müssen in einem darüber gelegenen Raume der heiligen Messe beiwohnen. Es kommen immer manche Schismatiker zum heiligen Opfer, und ich glaube, wir werden viele aus Unwissenheit irrende Seele zurückführen, sobald wir der Sprache zum Predigen hinlänglich mächtig sein werden. Unsere Schule, die wir am 26. September 1882 eröffneten, zählt bereits

25 Schüler. Wir könnten viel mehr haben, müssen uns aber im Anfang in Acht nehmen, weil die türkischen Behörden in Folge der Befehle von Tunis uns durchaus nicht gewogen sind. Wir haben die Schule im Auftrage des armenisch-katholischen Pfarrers übernommen, welcher Sitz im Rathe des Wali von Simas hat. Der Pfarrer hat einen großen Einfluß auf den Wali. Unsere Schüler zeigen sich fleißig und leutsam.“

Über die Missionsstation Adana in Cilicien schreibt P. Garraud S. J.:

„Am 21. September (1881) trafen wir in Adana ein und wurden von dem armenischen Pfarrer Garabet Aslanian, einem früheren Zöglinge unserer Patres in Ghazir, gastfreundlich aufgenommen. Nach einem Beschlusse der letzten armenisch-katholischen Synode sollte Adana eigentlich der Sitz eines Bischofs sein; aber bis jetzt ist noch kein Bischof ernannt, wahrscheinlich weil die Zahl der Katholiken zu unbedeutend ist. Die Bevölkerung beträgt 25–30 000 Seelen; davon sind armenisch-katholisch etwa 80 Familien, syrisch-katholisch 30 Familien; dazu kommen 80 Lateiner, Maroniten und Griechisch-katholische, im Ganzen 6–700 Katholiken. Die schismatischen Gemeinden sind zahlreicher: die schismatischen Armenier haben etwa 1500 Familien, die armenischen Protestanten 60, die syrischen Jakobiten 50–80, die schismatischen Griechen 100 Familien. Am zahlreichsten sind natürlich die Moslems mit 5000 Familien. Hier rechnet man nach Familien oder Hausherden. Die Provinz (Wilajet) von Adana hat 300 000 Seelen, darunter 60 000 schismatische Armenier. Die beiden andern Hauptorte sind Habischin am Fuße des Taurusgebirges und Sis, die alte Hauptstadt von Cilicien und der Patriarchalsitz der Schismatiker. In Habischin zählt man 3000 armenisch-schismatische, 60 armenisch-katholische und nur 40–50 türkische Familien; auch in Sis herrscht das armenische Element vor; auf 400 armenisch-schismatische und 20 armenisch-katholische Familien zählt man 200 türkische Familien. Sonst sind überall die Muselmänner in der Überzahl, sogar in Tarsus (Tarsus), der Vaterstadt des hl. Paulus. Unter den Schutz des großen Völkerapostels haben wir die Mission von Adana gestellt; wenn sein Name ein Vorzeichen des Kampfes ist, so ist er nicht minder ein Vorzeichen des Sieges. Mit Kampf und Schwierigkeiten mußten wir beginnen. Ein Hauptfeind ist die religiöse Gleichgültigkeit, welche aus dem Mangel an Unterricht und auch aus der übergroßen Fruchtbarkeit des Landes entspringt; dazu kommen die Ränke feindseliger Menschen, namentlich des ottomanischen Gouverneurs, der unsern Schulen alle nur erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg legt.

Adana liegt mitten in einer der fruchtbarsten Ebenen der Welt, so daß man Cilicien mit Recht ein zweites Aegypten nennt. Der Seihun bespült die Mauern der Stadt und bewässert ihre Gärten, welche sich ausdehnen, soweit der Blick reicht. Da gedeiht das Zuckerrohr, da blühen und tragen Orangen, Granaten, Feigen, Aprikosen, Äpfel- und Birnbäume und neben allen Früchten Europa's reifen die saftigen Früchte der heißen Zone in reichster Fülle. Vom 15. Juni bis zum 15. December ist der Markt mit den herrlichsten frischen Trauben versehen; man kauft sie um 8 Pfennige das Kilo. Die Ebene liefert die reichste Weizen- und Baumwollenernte, obschon sie zu zwei Dritttheilen brach liegt, weil es an arbeitsamen Händen fehlt. So haben die Bewohner von Adana ein Stück Paradies in dieser Welt und vergessen darob, den Himmel im Jenseits zu suchen. Genußsucht und Reichthum macht sie schlaff, und die verheirateten schismatischen Priester sind keineswegs geeignet, sie zu einem eifrigen christlichen Leben anzuregen. Für Geld sind die Bewohner von Adana zu Allem bereit; die Religion ist ihnen kein Jügel, sie kennen sie auch gar nicht. „Dreiviertel dieser schismatischen Armenier würden ihren Glauben um 10 Piafter verkaufen“, sagte mir neulich der englische Consul, und aus dem Munde eines Schismatikers hörte ich: „Wenn Sie unter uns Einen auf Fünfzig finden, der sein Vater unser, Begrüßet seist du Maria und Glaubensbekenntniß weiß, so

ist das viel! Die Beicht dieser Schismatiker ist nicht besonders schwierig. Sie werfen sich auf die Kniee, verneigen sich, seufzen, schlagen an die Brust und damit ist die Vorbereitung vollendet. Dann kommt der Priester; sie rufen der Reihe nach: „Ich bin ein Sünder! Ich habe gesündigt“; der Priester gibt die Losprechung und Alles ist fertig. Vor drei Monaten besuchte der schismatische Patriarch von Sis Abdana; anstatt gegen die öffentlichen Laster und Mißbräuche eiferte er gegen das tägliche Lesen der heiligen Messe und gebot seinen Priestern, dieselbe nur an Sonntagen zu feiern. Das Schlimmste aber ist die schamlose Sittenlosigkeit der Jugend, ja schon der Kinder; nirgends, auch nicht in Algier, habe ich etwas Ähnliches gesehen, und die Eltern thun nichts dagegen. Die armenischen Frauen sind nicht besser gestellt als die türkischen; es sind bloße Sklavinnen; sie haben nur über die Mädchen etwas zu sagen, während die Knaben

ihre Mutter mit der gleichen Verachtung behandeln, welche sie an den Vätern wahrnehmen.

Was sollen wir nun thun, um die geistige Wiebergeburt dieser Stadt anzubahnen? Predigen wie der hl. Paulus und der hl. Franz Xaver? Ganz gewiß, die Predigt und namentlich die Christenlehre dürfen nicht vernachlässigt werden. Aber noch nöthiger ist es, die Schaaren der Kinder, welche müßig in den Straßen umherlungern, zu sammeln und in eine Schule zu bringen. Damit wollten wir also beginnen; aber da gab es Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten. Nach vieler Mühe fand sich endlich ein geeignetes Haus, welches wir für 2400 Mark erwarben. Jetzt wollten wir mit der untersten Klasse beginnen. Da theilte uns zwei Tage vor der bereits festgesetzten Eröffnung der Gouverneur mit, wir hätten dazu eine Erlaubniß des Unterrichtsministers in Konstantinopel nöthig. Ich statete dem



Abdana in Cilicien.

Pascha Besuch auf Besuch ab: bis jetzt Alles umsonst; wir müssen auf die Antwort von Konstantinopel warten. Inzwischen ist die Zeit doch nicht ganz verloren; wir lernen eifrig Türkisch, die Landessprache. Dann räumten wir unser Haus zeitweilig einem syrischen Priester ein, der für die Kinder der syrischen Arbeiter eine kleine Schule hält. Endlich kann man uns nicht verbieten, für unsere Kirche einen kleinen Gesangchor von Knaben einzulernen, und damit haben wir begonnen. Auch ein Kern für marianische Congregationen hat sich bereits gebildet. Am Schutzfest des hl. Joseph fing P. Abbalaß mit 8 Kindern an, wovon er 6 zur ersten heiligen Communion vorbereitet hatte. Im Mai eröffnete ich eine Frauencongregation, welche jetzt bereits 32 Mitglieder zählt. Die türkische Sprache wird mir täglich geläufiger und schon seit einem halben Jahre wage ich zu predigen.

Ich lege eine Photographie von Abdana bei; sie zeigt die Stadt von Ost-Nordosten. Die Brücke wird hier als ein Wunderwerk betrachtet; das höchste Minaret gehört zur großen Moschee, einer alten katholischen, im byzantinischen Stile erbauten Kirche. Die Häuser, fast alle aus Lehm und Ziegeln gebaut, bieten wenig Anziehendes für das Auge; aber im Innern sind sie nichtsdestoweniger mit allem Luxus des Orientes auf das prunkhafteste ausgestattet."

Centralafrika.

Apost. Präfectur des Victoria-Nyanza- und Tanganjika-Sees. Gründung des Waisenhauses bei Tabora. (Schluß.) „Am folgenden Tage — es war der 9. August — besuchten wir auch den Sultan der Wanyamuesi. Wir wurden

von seinen ersten Sklaven unter der Veranda seiner Wohnung empfangen; sie hießen uns auf europäischen Stühlen Platz nehmen. Nach einer kleinen Weile trat der Sultan mit seinem Gefolge ein. Er trug kein Abzeichen seiner Würde. Er ist ein bloßer Namentkönig, wie die Araber sie in all ihren Niederlassungen dulden, um das Selbstgefühl der Eingebornen nicht zu verletzen; der Einfluß derselben ist sehr gering. Er setzte sich ganz einfach neben uns und nahm unsere Geschenke mit großer Freude entgegen. Über unser Vorhaben drückte er seine Zufriedenheit aus und versprach seinen Beistand für unsere Bauten und andere Arbeiten. Der arme König ist kränklich. Wie es scheint, ist er durchaus nicht streitsüchtig und eher auf seine Vertheidigung als auf Angriffe bedacht. Augenblicklich

läßt er rings um seine Residenz noch eine dreifache ungeheure Umwallung aufführen. Mit der bereits vorhandenen und der unvermeidlichen Euphorbienhecke wird er dann durch eine fünfsache Verschanzung gedeckt sein und hofft so in Frieden und Ruhe schlafen zu können.

Mit innigem Danke gegen die göttliche Vorsehung verließen wir Kuikuru. Das nächste wichtige Ziel war erreicht: die Gunst des Sultans sicherte uns die der Wanyamuesi, und das Wohlwollen Ben-Nassibs war ein hinreichender Schutz vor den andern Arabern. Die Guttheilung des Sultans Seib-Bargasch schien nicht zweifelhaft. Mit dem an ihn gerichteten Bittgesuche schickte ich zugleich einen Brief an den französischen Consul zu Sansibar, um diesen um seine Vermittelung zu er-



Missionäre von Algier mit einer Karawane in Tabora.

suchen. Auch der Scheik schrieb an seinen Bruder. Am 12. August reisten die Kuriere ab.

Ich beeilte mich, Se. Em. Cardinal Lavignerie von Allem in Kenntniß zu setzen, und konnte ihm zugleich von einem willkommenen Vorschlage des Herrn Dr. van den Heuvel Mittheilung machen. Dieser hatte die Weisung erhalten, zur Küste zurückzukehren und die Bestizung des belgischen Vereins zu veräußern; er bot sie uns zum Kaufe an. Sie liegt südlich von Tabora am Wege nach Kuikuru. Da der Wind vom nahen Gebirge her beständig eine reine Luft zuführt, so ist ihre Lage recht gesund. Während seines ganzen Aufenthaltes hat Herr van den Heuvel nie Fieberanfälle verspürt. Das Haus ist nach Weise der arabischen Wohnungen gebaut, in gutem Stande

und für den Beginn der bezweckten Missionsstation geräumig genug. Zudem stößt ein mit Fruchtbäumen bepflanztter Garten von zwei Hektaren daran. An Wasser ist durchaus kein Mangel. Wir beschloßen also, die günstige Gelegenheit zu benützen, und unterzeichneten am Feste Mariä Himmelfahrt den Kaufcontract. Obwohl wir das Haus sofort beziehen konnten, wollten wir doch vor der Abreise des Herrn Doktors von unserm Rechte keinen Gebrauch machen.

Inzwischen besuchten wir auch die fünf vornehmsten Araber des Ortes, die bei den Berathungen der Regierung Sitz und Stimme haben. Alle überhäuften uns mit Höflichkeitsbezeugungen, was sie übrigens allen europäischen Reisenden gegenüber thun; äußerlich schienen sie über unser Vorhaben ganz

entzückt zu sein. Wir geben uns jedoch darüber keinen Täuschungen hin. Der Araber weiß überall seine wahre Gesinnung geschickt unter einem freundlichen Außern zu verbergen. Wir hoffen indeß leidlich mit ihnen auszukommen. Wir beabsichtigen keineswegs, Handel zu treiben oder äußern Prunk zu entfalten, sondern werden uns damit begnügen, arme Waisenfinder zu erziehen und sie durch Worte und mehr noch durch Werke der Liebe Gott kennen und lieben zu lehren. Wie sollten wir dadurch auch nur einen Schatten von Argwohn erregen können? Bei anderen Arabern hätte man den religiösen Fanatismus zu fürchten; aber die Moslem in von Centralafrika gleichen ihren Glaubensgenossen an den Küsten des mittelländischen Meeres gar nicht; bei ihnen gibt es weder Marabus noch Moscheen.

Schon in den ersten Tagen nach unserer Ankunft hatten wir noch einen andern Besuch abgestattet. Auf dem einsamen Hügel in der Nähe unserer Wohnung ruhen vier unserer Mitbrüder von der zweiten Karawane, welche im Jahre 1879 hier den Anstrengungen und Entbehrungen der langen Reise erlagen. Es sind die Patres Jacy, Ruellan, Saboul und Herr van Bost, der Commandant der die Karawane begleitenden Zuaven. Ihre Gräber sind noch unversehrt; auf jedem steht ein armliches hölzernes Kreuz mit dem Namen des Missionärs, der darin ruht. Bei der Erinnerung an die theuern Mitbrüder, deren Verlust für uns ein so schweres Opfer war, füllten sich unsere Augen mit Thränen. Wer kennt indeß die unergründlichen Pläne der göttlichen Vorsehung? Hat sie nicht aus dem Tode das Leben hervorgehen lassen? Gewiß, das hat sie gethan auf dem Kalvarienberge, in den Christenverfolgungen, in so vielen andern Missionen. Warum sollte die göttliche Barmherzigkeit nicht auch aus diesen Gräbern Leben und Heil emporsteigen lassen? Ja, dieses so einfache Kreuz erhebt sich als Zeichen der Hoffnung und Befreiung. — Wir knieten nieder und sprachen für die lieben Hingeshiedenen ein gemeinschaftliches Gebet. Langsam stiegen wir dann vom Hügel hinab, mit dem Vorsatze, noch oft dahin zurückzukehren.

Über 14 Tage waren wir bereits in Tabora, und noch hatten wir dem neuen Klima keinen Tribut entrichtet. Endlich sollte das allgemeine Loos auch uns treffen. Ich wurde vom Fieber ergriffen, diesem merkwürdigen Landesfieber, das einem die sonderbarsten Gedanken durch den Kopf schwirren macht, und das man aus Erfahrung kennen muß, um sich eine richtige Vorstellung davon zu machen. Zuweilen bildete ich mir ein, ich habe drei Fieber, und ich freute mich über diese Entdeckung, weil ich sie nun nach einander einzeln angreifen und leicht überwinden könne. Dann griff ich zum Säbel und schlug wie ein Verzweifelter nach allen Seiten um mich, zum großen Schrecken des guten P. Blanc, der auf alle Weise mir beizubringen suchte, daß ich allein sei und Niemand mir ein Leid zufügen wolle. Ein anderes Mal sah ich während einer starken Transpiration zwei verschiedene Personen in mir, eine leidende und eine thätige, die endlose Reden mit einander führten, um sich gegenseitig zu überzeugen¹.

Ihr Geißeln Gottes, dachte ich zuweilen, seid mir willkommen! Gerade wenn man leidet, ist man ja am meisten Missionär und fühlt sich als solchen. Unser Heiland hat weniger durch seine Predigten und Wunder als durch seinen Kreuzestod die Welt erlöst. Die Apostel und die Missionäre, welche

er bestimmte, sein Werk fortzusetzen, waren von ihm besonders dazu berufen, nach seinem Beispiele zu dulden. An sich haben unsere Leiden, die Leiden armer sündiger Menschen, ohne Zweifel keinen Werth; aber lehrt die heilige Kirche nicht, daß sie, mit denen unseres Herrn vereint, von ihm als die seinigen angenommen und, von ihm dem himmlischen Vater aufgeopfert, ein übermenschliches Verdienst und eine wunderbare, sühnende Kraft erlangen?

Gegen Ende des Monats August reiste Herr van den Heuvel nach Sansibar ab; am 2. September bezogen wir unser Haus. Es war gerade kein Triumphzug: ich litt noch etwas an Fieber, und P. Blanc war vom Rheumatismus so gelähmt, daß er sich tragen lassen mußte. Fast unmittelbar nach unserm Einzuge verschwand indeß das Fieber; ohne wiederzukehren, und allmählich wurde auch mein Gefährte vom Rheumatismus befreit.

Schon haben wir auch mit der Bildung unserer kleinen Negerfamilie begonnen: mehrere Kinder, die man wie Thiere in der Stadt herumführte und zum Kaufe anbot, haben wir losgekauft. Sie sind noch nicht hinreichend unterrichtet, um die heilige Taufe zu empfangen; doch haben wir ihnen schon die Namen beigelegt, welche uns von ihren edeln Wohlthätern, die uns das nöthige Lösegeld zur Verfügung stellten, bezeichnet wurden. Wir werden noch oft Gelegenheit haben, andere loszukaufen, ohne unser Haus zu verlassen: bis die Ermächtigung von Seid-Bargasch aus Sansibar eintrifft, werden wir so gleichsam mit der Angel einzelne Fischlein zu ergreifen suchen; dann aber werden wir, so Gott will, auf hoher See unser Netz auswerfen und den Fischfang in größerem Maßstab betreiben, so weit es unsere Mittel nur gestatten. Wir rechnen auf die göttliche Vorsehung und den Edelmut der Katholiken Europa's.

Übrigens sind die nothwendigen Summen nicht übermäßig groß: 120—160 Mark genügen für den Loskauf und den einjährigen Unterhalt eines Kindes. Mit 12—16 000 Mark werden wir somit ein Haus für etwa 100 kleine Neger gründen können. Haben wir einmal eine gute Zahl solcher Waisen sorgfältig herangebildet, so werden gewiß mehrere von ihnen uns in unserm Apostolate wirksame Hilfe leisten können; andere dagegen werden, wenn sie herangewachsen sind, sich leicht selbst den nothwendigen Lebensunterhalt verdienen können."

In den folgenden Zeilen berichtet P. Guillet, daß der Boden namentlich für die Cultur der Baumwolle geeignet erscheine: sie wachse dort fast das ganze Jahr hindurch von selbst ohne Pflege. Er hofft darin eine ergiebige Erwerbsquelle für seine Anstalt zu finden. Er schließt sein Schreiben mit den Worten:

"Der Bote, welcher diesen Brief nach der Küste bringt, wird durch Mdaburu kommen. Ich benutze diese Gelegenheit, um den Obern der Station von Ugogo um unverzügliche Zusendung von Missionären zu ersuchen. Unsere neue Gründung in Tabora wird, wie ich nicht zweifle, alle diejenigen mit Freude erfüllen, welche sich für die Bekehrung und das Heil Afrika's interessiren."¹

¹ Beim dritten deutschen Geographentage in Frankfurt hielt der neueste Afrika-Forscher Wissmann am 31. März dieses Jahres einen Vortrag, in welchem er über seine mit Dr. Pogge von Landa aus unternommene Reise quer durch Afrika berichtete. Bei dieser Gelegenheit gedachte Herr Wissmann freundlich der katholischen Mission-Station am Tanganjika-See und der Niederlassung von Tabora; ebenso der Anstalt von Bagamoyo, deren Wirksamkeit unter den Negern er sehr lobte. Wir verzeichnen mit Genugthuung dieses Urtheil eines durchaus unparteiischen Zeugen.

¹ Ganz dieselben Fieberphantasien berichten die Missionäre, welche am Sambesi fieberkrank darniederlagen.

Südafrika.

Apost. Präsektur Sambesi. P. Engels, welcher uns die letzten Tagebuchblätter des seligen P. Terörbe zusandte, legte denselben einen ausführlichen Bericht seiner eigenen Strapazen und Mühsale während des letzten Sommers und Herbstes bei. Sie zeigen uns, daß auch er opferfreudig in die Fußstapfen seines Vorgängers und Landsmannes trat, dessen Grab am fernen Ufer des Sambesistromes er besuchte. Überzeugt von dem großen Interesse unserer Leser an dieser schwierigen Mission, wollen wir den Brief P. Engels' so vollständig mittheilen, als es eben der Raum dieser Blätter gestattet.

Man wird sich des unglücklichen Beinbruches erinnern, welchen P. Depelchin in der Charwoche 1882 am Ufer des Mariko erlitt und wie P. Engels bei ihm zurückblieb, um ihn zu pflegen. Mehr als einen Monat mußte der Verunglückte auf offenem Felde, viele Tagereisen von jeder menschlichen Wohnung, liegen bleiben. „Es war für den schon bejahrten Pater eine harte Prüfung,“ sagt Bruder Rigg in einem Briefe vom 6. November, der zugleich mit dem Schreiben P. Engels' ankam. „Dennoch ertrug er Alles mit großer Geduld und Ergebung in den heiligsten Willen Gottes. Der liebe Gott ließ sich auch an Großmuth nicht übertreffen; denn trotz aller unbequemen Lage im freien Felde, trotz der Entbehrung von ärztlicher Hilfe, heilte das Bein doch wieder gut zusammen.“ Endlich war die Genesung so weit vorgeschritten, daß die Missionäre die Weiterreise antreten konnten. Damit beginnt der erste Brief P. Engels', datirt aus Pandamatenka den 13. Juli.

„Am 15. Mai machten wir in unserm Wagen mittels Riemen ein Ruhebett, auf dem der Pater mit seinem gebrochenen Beine liegen konnte. Einmal darauf gut gebettet, lag P. Depelchin wie in einem Wagen mit Springfedern und fühlte sich ganz zufrieden. Natürlich thaten wir, die Brüder Meyringer und Paravicini, die Treiber und Ochsenleiter, Alles, um jeden harten Stoß zu vermeiden. Wir gingen vor den Ochsen her, warfen die Steine bei Seite, suchten das beste Geseise u. s. w. Vorsichtiges Fahren, günstiges Wetter machte uns die Reise so leicht, daß wir in 9 Tagen Schoschong, die Hauptstadt der Bamangwato's, erreichten.“ Dasselbst besuchten die Missionäre den Häuptling Rhama, der sehr freundlich war, und setzten dann ohne Unfall die Reise nach Tati fort, wo sie am 1. Juni eintrafen. Nach kurzer Rast und eifrigem Gebete am Grabe der PP. Fuchs und de Wit¹, welche hier zusammen am Ufer des Tatilflusses in dem gleichen Grabe ruhen, traten die für das Reich der Barotse und für die Batongas bestimmten Missionäre schon am 5. Juni die Weiterreise an, zunächst nach Pandamatenka in der Nähe der Viktoriafälle. In Tati sollten bleiben P. Prestige und die Brüder de Sabeleer und Meyringer, in Gubulwayo P. Groonenberghs mit Bruder Habley, in Pandamatenka P. Weißkopf mit den Brüdern Proest und Paravicini; für die Barotse wurden bestimmt die PP. Berghegge und Booms mit den Brüdern Allen, Simonis und de Bylber; nach Mowemba endlich, dem Hauptorte der Batongas, wo P. Terörbe starb, sollten die PP. Engels und Kroot, mit den Brüdern Vervenne und Rigg. So hatte P. Depelchin sein kleines, für den Ober-Sambesi bestimmtes Kreuzheer vertheilt, und die einzelnen Kämpfer eilten nach den ihnen zugewiesenen Posten.

Die Fahrt in den Ochsenwagen nach Pandamatenka verlief ohne bedeutenden Unfall. Nur hatten sie bei dem ungewöhnlich trockenen Sommer an Wassermangel zu leiden. Als sie das sogenannte „Land der tausend Leiche“ verlassen hatten und nordwestwärts nach Daka zogen, hatten wir,“ erzählt Bruder Rigg, „24 Stunden kein Wasser, und so konnte ich weder Thee noch Kaffee kochen. Am 24. Juni Morgens 9 Uhr erreichten wir den Dakafluß. In aller Eile spannten wir

die Ochsen aus; brüllend liefen sie dem Wasser zu und verweilten den ganzen Tag in der Nähe des Flusses. Es schien, als könnten sie den Durst nicht mehr stillen. P. Engels las noch die heilige Messe, und wir dankten dem lieben Gott, daß er uns geholfen.“

Am nächsten Tage erreichten die Missionäre Pandamatenka, ihren vorläufigen Aufenthaltsort, an welchem sie während der Regenzeit mit Erlernung der Sprachen sich beschäftigen sollen, um im Frühlinge dieses Jahres die eigentliche Missionsarbeit zu beginnen. Doch wollte man einige apostolische Streifzüge noch im Sommer und Herbst unternehmen, theils um Lebensmittel für die Regenzeit einzuhandeln, theils auch um die Stimmung der Häuptlinge zu prüfen. Zunächst unternahmen sie einen Ausflug nach den nahen Viktoriafällen. P. Terörbe hat uns dieses Naturwunder prachtvoll beschrieben (Jahrg. 1881 S. 201); doch wird man auch die folgende kurze Beschreibung Bruder Riggs immer noch mit Interesse lesen.

„Das größte Wunder Afrika's sind bis auf den heutigen Tag die Viktoriafälle des Sambesi. Es ist mir unmöglich, Ihnen auch nur einen annähernden Begriff davon zu geben, welches Schauspiel der gewaltige Strom bietet beim Sturze über die senkrechte, mehr als 500 Fuß hohe Felsenwand. Zwei Inseln theilen den Strom in drei Arme; der erste stürzt nicht senkrecht in die Tiefe, sondern schießt zwischen zwei Felswänden hinunter und prallt mit der größten Wucht an die entgegengesetzte Felswand, wodurch das Wasser in eine Staubwolke verwandelt zum Himmel steigt. Der zweite Fall schien mir der schönste zu sein. Mit lautem Donner stürzt er sein Wasser in die Schlucht und treibt es dann noch höher über die Oberfläche empor, als die Tiefe ist. Die getrennten Ströme fallen unten in eine enge Felschlucht, so daß das Wasser gleichsam keinen Ausweg findet und so mit Gewalt nach oben getrieben wird. Der dritte Fall ist nicht so ungestüm, aber ausgedehnter, wenigstens 10 Minuten lang; das Wasser scheint sich in Milch zu verwandeln; Alles schäumt und tobt. In der Nähe der Fälle ist beständiger Regen. Die Vegetation ist staunenswerth. Pflanzen, welche in Europa nur in den Treibhäusern kläglich fortkommen, wachsen da zu riesigen Bäumen auf. Alles wächst in üppigem Triebe wild durcheinander: wilde Feigen, Datteln, Tamarinden; die Palme aber erhebt sich, als Königin der Tropen, hoch über alle andern empor.“

Am 2. August traten die PP. Engels und Kroot mit den Brüdern Vervenne und Rigg in der oben angedeuteten Absicht eine Reise nach dem Lande der Batonga an. Nach dreitägiger Fahrt mußte der Wagen zurückgelassen werden; P. Kroot und Br. Vervenne blieben bei ihm, um Lebensmittel einzuhandeln. Man baute auf einem kleinen Hügel unter einem herrlichen Baume eine Hütte und nannte den Ort „Thabor“, denn es war gerade das „Fest der Verkündigung“ (6. August). Am 8. August, dem Feste des sel. Petrus Javer, zogen dann P. Engels und Br. Rigg mit 9 Trägern dem Sambesi zu. Am Abende des 9. erreichten sie den Strom und übernachteten unter demselben Rothbuche (Skerm), unter welchem zwei Jahre früher P. Terörbe geschlafen hatte. Wir lassen nun P. Engels erzählen:

„Hart am Sambesi steht der Skerm. Da legten wir uns nieder mit unsern Kaffern, zündeten drei oder vier Feuer an und ließen uns vom schnell hinschießenden Strome das Schlaflied murmeln, wozu die Flußpferde den Baß brummt. Der 10. August war ein herrlicher, glühender Laurentiustag. Schon um 6 Uhr in der Frühe kamen zwei junge Leute, darunter ein Bruder des Häuptlings (Induna) von Dschebscha (P. Terörbe: Scheschi), einem nicht weit oberhalb Wanki am linken Ufer gelegenen Kraale, in einem sieben Meter langen Rahne herüber. Das Fahrzeug war mir ein ausgehöhlter Mabuli-Stamm.

¹ P. Fuchs, ein Kölner, starb in Tati am 28. Januar 1880 als das erste Opfer der Sambesi-Mission; P. de Wit starb ebendasselbst durch einen Sturz vom Pferde am 21. März 1882. (Vgl. Jahrg. 1880 S. 130 u. 1882 S. 155.)

Wir bewirtheten die Neger mit einigen Tassen Kaffee; dann stieg ich, ohne ein Wort zu sagen, in den Kahn, der junge Dschedscha löste ihn, und in wenigen Minuten stand ich auf dem linken, nördlichen Ufer. Freundlich begrüßte ich den alten Häuptling und sah mich bald im Kreise einer schwarzen Rathsversammlung, welche im weißen Sande am hohen Ufer des Sambesi ihre Sitzung hielt. Sowohl der alte Dschedscha als seine Räte wollten mich durchaus bereben, wieder an das südliche Ufer zurückzugehen. „Warum?“ fragte ich. — „Wir fürchten De Boß (Serpa Pinto: Lebossi), den König der Barotse und Wanki,“ war die Antwort. — „O, sowohl De Boß als Wanki sind unsere Freunde,“ entgegnete ich. Aber sie fuhrn fort, mich zur Rückfahrt zu drängen, einzig in der Absicht, um mir so einige

Ellen Limbo (Baumwollenzeug) mehr abzuwickeln. Ich zeichnete ein Kreuz vor mich in den Sand und hörte geduldig zu, immer den Blick auf das Zeichen des geduldigsten Erlösers gerichtet. Dieser kleine Kunstgriff hat mir immer die nöthige Geduld vermittelt bei den langen, nicht enden wollenden Unterredungen mit Wanki, Mowemba und allen Königen und Indunas. Ich blickte also ruhig bald auf das Kreuz, bald auf den Häuptling, und als der Lektore alle seine Gründe fruchtlos erschöpft hatte, befahl ich den beiden jungen Männern: „Holt meine Leute und Sachen herüber.“ Die Alten erhoben keinen Widerspruch mehr, und bald waren meine zehn Gefährten mit meiner geringen Habe auf dem linken Ufer. „Nun wollen wir dort im Schatten frühstücken,“ sagte ich. Bei einer Tasse Thee



Ein Missionär und einige Kaffern am Grabe des P. Fuchs bei Tati.

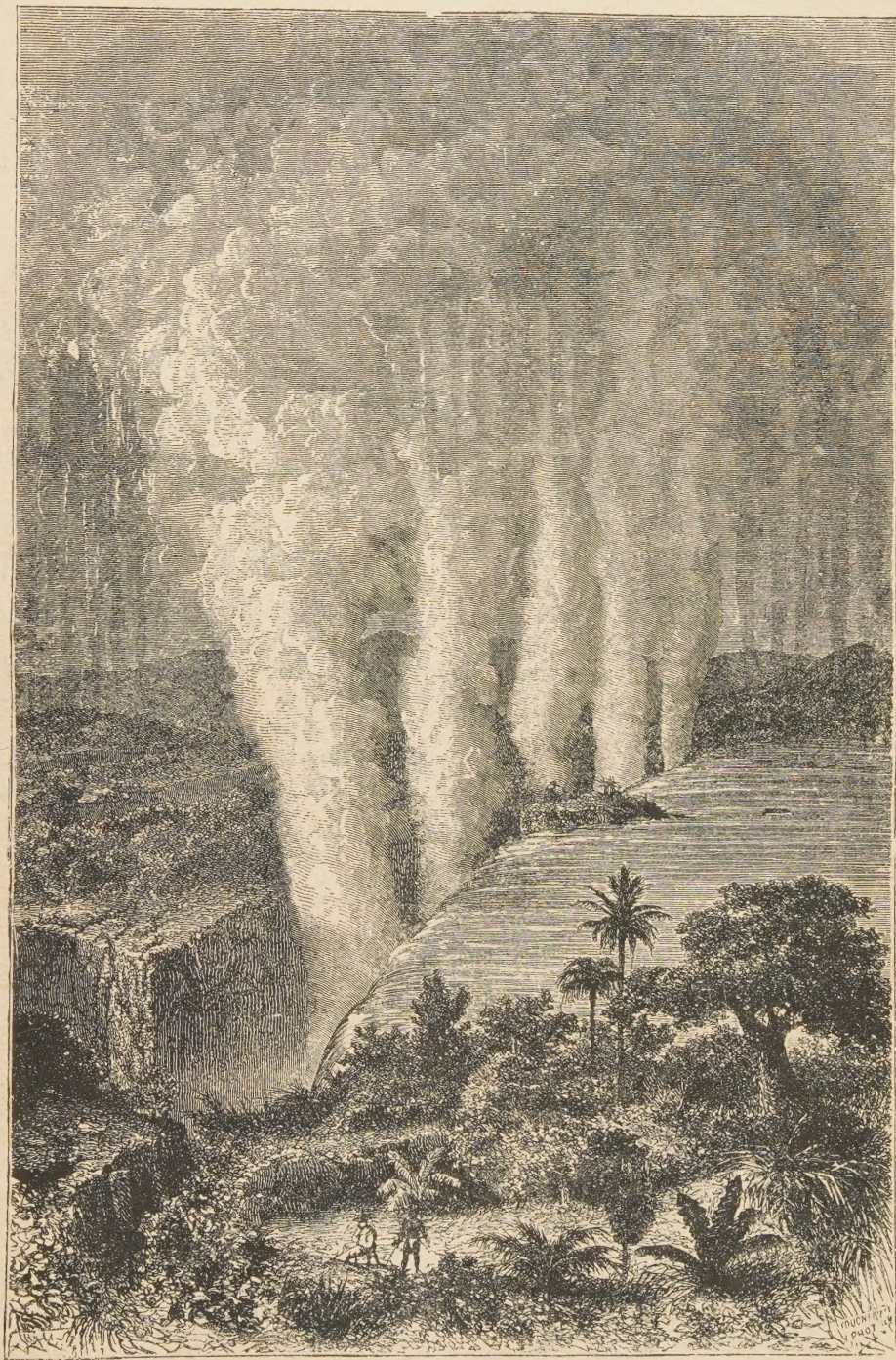
wurde die Überfahrt bezahlt, dazu Kafferkorn und einige Böcke gekauft und die Übereinkunft geschlossen, daß der Häuptling diese Vorrathsmittel mit einem Briefchen zum Wagen nach Thabor schicken solle, wo ihm P. Kroot den Kaufpreis und eine Decke als Geschenk übergeben werde.

Um Mittag brachen wir auf nach Wanki's Kraal. Nach kurzer Rast an einem schattigen Bachufer ging es im Gänsemarsch auf gutem Pfade weiter, voran Boy, ein Knabe Wanki's, den uns dieser Häuptling entgegengeschickt hatte. Um 5 Uhr erreichten wir seine Residenz. Nahe bei der Wohnung des Häuptlings, einer gewöhnlichen Kaffernhütte, wies man uns den Lagerplatz an; er gewährte eine herrliche Aussicht über den Sambesi und seine Gilande an der gegenüberliegenden Mündung

des Dakaflusses, sowie auf den Hügel, an dessen Fuß vor zwei Jahren die PP. Depelchin und Terörde mit ihrer Karawane gelagert hatten. Bald ließ Wanki melden, er wünsche uns zu sehen. Ich ging also mit Boy und meinem Dolmetscher Pitt nach seinem Palaste. Boy legte ehrfurchtsvoll seinen Strohhut vor der Umzäunung bei Seite; da aber Pitt seinen Filz auf dem Kopfe behielt, folgte ich dessen Beispiel. Wir krochen durch zwei Löcher, wanden uns durch ein Labyrinth von Kaffernhütten und trafen auf einen Halbkreis junger Männer, offenbar eine Art Leibwache des Häuptlings. Einer derselben sprang sofort auf und legte mir einen Stein zum Sitzen hin; Pitt nahm neben mir im Sande Platz. Als bald erschien Wanki; tief sich bückend trat er aus der halbgeöffneten

Thür, eine alte rothe Wollenmütze, welche P. Depelchin als Nachtmütze gedient hatte, auf dem Kopfe, eine verblüdete, ursprünglich graugelbe Decke als Königsmantel um die Schultern und eine Perlenchnur um den Hals. Ich grüßte ihn und reichte ihm mit freundlichem: „Wabuka inkosi“ meine Rechte. Freundlich antwortete er und zeigte sich geneigt, uns jeder Zeit eine Wohnstätte in seinem Gebiete zu gewähren, wenn wir nur seine Kinder und sein Volk unterrichten wollten. Ich gab meiner Freude Ausdruck, ihn, den großen Wanki, zum Freunde zu haben. „Ihr werdet Feinde am Sambesi finden,“ sagte er. „Da ist Binga, der jedem weißen Manne Alles zu nehmen droht, weil Mr. Blockley ihm seine Böcke genommen habe.“ — „Binga ist am jenseitigen (rechten), wir am diesseitigen (linken) Ufer,“ sagte ich. „Übrigens geht Mr. Blockley uns nichts an.“ — „Ich sage euch aber als Freund,“ entgegnete er, „da sind Männer bei Schabi, deren Söhne letztes Jahr mit eurem Kapitän (P. Depelchin) nach Kimberley gegangen und noch nicht zurück sind; sie werden ihre Söhne von dir verlangen.“ — „Ich will das auf meiner Rückreise, welche ich am andern Ufer zu machen gedenke, in Ordnung bringen.“ — „Gut. Morgen will ich dich wieder sehen. Lebe wohl!“ Am Morgen des 11. August schickten wir Wanki eine Tasse Kaffee mit einem Zwiebacke. Kurz nach 7 Uhr kam der Häuptling und brachte uns eine schöne, schneeweiße Geiß als Gastgeschenk. Abermals wiederholte er dann seine Einladung, wir möchten

bei ihm bleiben; den Platz brauchten wir nicht zu bezahlen, nur wolle er sich dann und wann nöthige Sachen erbitten¹. Ich schenkte dem 60jährigen Wanki ein buntes Hemd; da jubelte er wie ein Kind, das mußten seine Frauen sehen und so lief er davon, nachdem wir uns Lebewohl gesagt. Da einige von den Trägern nur bis hierhin gebunden waren, mußte ich



Ansicht der Viktoriasfälle des Sambesi.

ihre Zahl ersehen; ich mietete einige Söhne Wanki's, auch Saul, der als Dolmetscher P. Terörde und später P. Depelchin gute Dienste leistete. Der schlaue Bursche versteht etwas Transvaal-Holländisch, Secuana (Sprache der Betschuanen), Sulu und Setonga (Sprache der Batonga).

Wir gingen am gleichen Tage noch bis zum Sekombefluß. Br. Rigg meint, an seiner Quelle möchte der geeignetste Platz für eine größere Missionsniederlassung sein. Am Abende des 12. August schlofen wir in einem dichten Dorngebüsch. Am Morgen des 13., am Feste des seligen Johannes Berchmans, las ich die heilige Messe zu Ehren dieses glorreichen Mitbruders. Ein großer Stein in der Waldwildniß diente mir als Altar. Auf meiner ganzen Reise nach Mowemba hatte ich jeden Morgen das hohe Glück, das hochheilige Opfer darbringen zu können.

Am gleichen Tage gingen wir durch den Kraal des Häupt-

nen. Am gleichen Tage gingen wir durch den Kraal des Häupt-

¹ „Ich wollte, wir hätten den Vorschlag angenommen,“ meint Bruder Rigg in seinem Briefe. „Aber P. Depelchin hatte uns die Weisung gegeben, nach Mowemba zu gehen,“ fügt er bei.

lings Siampando. Daselbst hielten wir Mittagsmahl, erneuerten mit dem guten alten Manne unsere Freundschaft, kauften Korn und Böcke und schlossen auch mit ihm den Vertrag, dieselben nebst einem Briefchen nach Homba (Thabor) zu bringen, wo er Bezahlung erhalten würde. Die Weiterreise führte über Boys-Kraal, welcher zur Herrschaft Siampando's gehört. Unterwegs kam uns eine Schaar Weiber mit lautem Halloh entgegengerannt, um die weißen Männer zu sehen. Als sie uns eine Weile betrachtet hatten, meinte Br. Rigg, der vor Lachen kaum reden konnte, sie müßten nun aber auch 'Mtschivala' (Kaffernbier) bringen. Gleich liefen einige und kamen mit einem Topfe vortrefflichen Bieres zurück, das uns bei der großen Hitze sehr gut mundete. Das frische, noch nicht gegohrene Kaffernbier löscht den Durst und ist zugleich sehr nahrhaft. Vor dem alten, berausenden, sauren Biere aber nehme man sich in Acht.

Bei Boys-Kraal sah ich der Arbeit eines Schmiedes zu. Auf einem aus Thon geformten Herde auf dem Boden hat er ein Häuflein Kohlen von dem seiner vortrefflichen Kohlen wegen genannten Hartekohle-Baume. Eine Thonröhre von 40 bis 50 Centimeter Länge leitet die Luft aus dem Blasebalg in's Feuer. Der Blasebalg ist ein Sack von einem Schafal- oder Bocksfell, dessen Öffnung am obern Ende durch die Hand des Lehrlings abwechselnd losgemacht und dann wieder geschlossen wird, während er die Luft zusammenpreßt und so in die Gluth treibt. Im Feuer liegen zwei oder drei Stücke Eisen. Häufig muß der Meister das Eisen erst selbst aus dem Eisenerze gewinnen. Mit einer von ihm selbst verfertigten Zange nimmt er ein glühendes Stück aus dem Feuer, legt es auf einen Amboss von einem harten Felsstück und hämmert mit einem runden Kieselsteine darauf los, bis es kalt wird. Dann steckt er es wieder in's Feuer, zieht ein anderes heraus, so unablässig hämmern und formend, bis es schließlich die gewünschte Gestalt annimmt. Vor meinen Augen sah ich das eine Stück die Form eines Schlachtbeiles, das andere die einer Afegai-Spize annehmen. Solch ein Schmied ist in der That ein Meister unter seinen schwarzen Landsleuten, und ich glaube, mancher Schmied in Europa würde seine Kunst mit Berücksichtigung der unvollkommenen Werkzeuge nicht geringschätzig beurtheilen. (Schluß folgt.)

Westafrika.

Apostol. Vikariat der Benin-Güste. Der hochw. Herr Planque, Missionär aus der Gesellschaft der „Afrikanischen Mission“, schreibt aus Porto-Novo:

„Ich befinde mich wieder in Porto-Novo, und habe den Auftrag erhalten, den Kindern der hiesigen Mission in der Nagosprache den katechetischen Unterricht zu erteilen und die Christen und Heiden der Umgegend zu besuchen. In Lagos geht man jetzt ebenso voran. Denn der Unterricht, in der Landessprache vorgetragen, hat den ungeheuren Vortheil, daß er Kinder und Erwachsene viel rascher mit der christlichen Religion bekannt macht. Sie behalten sehr leicht die Morgen- und Abendgebete. Die Heiden lassen sich diese Gebete von den Christen vorsagen, um sie selbst zu lernen. Das Katechisiren in der Nagosprache ist nicht schwer, und die Kinder werden viel schneller zur ersten heiligen Communion vorbereitet, als wenn man sie erst in einer europäischen Sprache unterrichtet.

Wir haben hier sehr mächtige Feinde und wir können sie nur dadurch wirksam bekämpfen, daß wir die verschiedenen

Landessprachen vollkommen besitzen. Die Protestanten schicken ein ganzes Heer von schwarzen Missionären und Schullehrern aus. Zwischen Lagos und Abeokuta haben sie allein acht Stationen. Hätten wir doch ihre Hilfsmittel, um an den bevölkerlichsten Orten christliche Neger als Katechisten und Schullehrer anstellen zu können. Unser Katechist in Weidah thut Wunder, er hat mehr denn 120 Kinder in seiner Schule; und dasselbe könnte überall geschehen, denn die Heiden geben sich dem ersten Besten hin.

Die Muhammedaner sind uns noch gefährlicher, als die Protestanten. Da ihre Lehre sehr leicht verständlich ist, so vermehren sie sich unglaublich. Bis in die letzte Zeit hatten die Heiden sich dieselben vom Leib gehalten und gezwungen, auf dem linken Ufer des Niger zu bleiben. Aber in Folge der beständigen Kriege zwischen den Negerstämmen ist die Macht des Yoruba sehr gesunken, und die Moslim haben den Fluß überschritten. Sie breiten sich mehr und mehr aus und sind bereits in Klori, Ibadan, Abeokuta, Ota, Okiadan, Porto-Novo, Weidah, bis an den Volta-Fluß. Sie lassen sich mit Vorliebe an Handelsplätzen nieder, wo sie auch gleich Moscheen und Schulen erbauen. Glücklicher Weise sind sie sehr unwissend und verstehen kaum die Bücher des Koran zu lesen, welche die Protestanten selbst ihnen aus England liefern. In der protestantischen Missions-Buchhandlung zu Lagos kann man Alles kaufen: Bibeln, Koran und katholische Andachtsbücher. Diese Vermischung aller Religionen macht die Neger gleichgiltig und treibt sie dem Muhammedanismus in die Arme. Wir wenden alle Mittel an, um den verderblichen Einfluß dieser falschen Religionen zu bekämpfen, und zu unserem Trost können wir sagen, daß unsere Bemühungen mit Erfolg gekrönt sind. Denn die Kinder besuchen am zahlreichsten unsere Schulen, und auch die Erwachsenen kommen am Abend, um sich unterrichten zu lassen. Für letztere ist der Unterricht durch die biblische Geschichte vorzuziehen und leichter als der katechetische in Fragen und Antworten. Die Bilder sind ein mächtiges Hilfsmittel bei diesem Unterricht. Denn die Neger haben ein vortreffliches Gedächtniß; aber sie mögen sich gar keine Mühe geben, nachzudenken. Dazu sind die Bilder ausgezeichnet; denn die predigen ohne viele Worte. Während meines Aufenthaltes in Abeokuta kamen Heiden, Protestanten und Moslim, um die Bilder zu sehen, die wir im Missionshaus ausgestellt haben¹. Die Schulkinder, welche die Bedeutung der Bilder

¹ Leser, welche zur Erfüllung dieses Wunsches beitragen wollen, dürfen wir wohl auf die schönen biblischen Darstellungen aufmerksam machen, welche die Herber'sche Verlagshandlung veröffentlicht hat (Bilder-Bibel. Vierzig kolorirte Darstellungen der wichtigsten Begebenheiten des Alten und Neuen Testaments. Freiburg in Baden, Herber). In den Missionen von China haben sie die trefflichsten Dienste geleistet. „So wird denn,“ schrieb P. Tschebe S. J. unterm 24. October 1880, „Ihre Bilder-Bibel nicht nur in meinem Bezirk von 2500 Christen, sondern in vielen Bezirken unserer 90 000 Christen predigen. Es ist nur Eine Stimme im Munde Aller, um der Bibel das Lob zu sprechen: Die Bilder sind wahrhaft schön, sehr fromm, erbaulich u. s. w. und erfüllen ganz und gar die schon längst gehabte Sehnsucht, Bilder für die Schulen zu haben. Doch nicht nur die Schulkinder werden damit erbauet und unterrichtet, auch die Erwachsenen haben Theil. Ich erzähle ihnen, das Bild in der Hand, die betreffende Geschichte und lasse denselben das Bild zur näheren Erklärung und besseren Einprägung in's Gedächtniß: so geht es in der Kirche aus einer Hand in die andere.“ Ähnliches Lob ertheilen dieser vortrefflichen Bilderbibel auch andere Missionäre.

gut kannten, erklärten den Erwachsenen den Sinn eines jeden Bildes. Dabei sind gerade die Moslim und heidnischen Neger, denen man von Religion sonst gar nicht sprechen könnte, die Auerfrichtigsten und Neugierigsten. Hätten wir doch mehrere solcher Bilder der biblischen Geschichte!"

Aus verschiedenen Missionen.

Palästina. Aus Gaza berichtet der hochw. Herr Gatt: „Die Missionsstation hat im Laufe des letzten Jahres einen Schritt vorwärts gethan, indem am 9. Mai der Bau eines Missionshauses in Angriff genommen wurde. Die Fundamentirung kostete viel; so ging uns das Geld aus, als wir das erste Stockwerk vollendet hatten. Aber ich kann den Bau jetzt nicht unterbrechen, und wenn keine Hilfe kommt, muß ich Schulden machen. Während des ägyptischen Feldzuges hatten wir etwas Angst vor dem Fanatismus der Bevölkerung. Aber Dank der Klugheit des Kaimakan und des Musti blieb Alles ruhig. Der letztere predigte wiederholt in der Moschee, um den Zorn des niederen Volkes im Zaume zu halten. Ähnliches geschah in andern Städten Syriens und Palästinas.“ — **Centralafrika.** Im Augenblicke, da Msgr. Sogaro, der Nachfolger Msgr. Comboni's, Kairo verlassen wollte, um die Reise nach dem Sudan

anzutreten, schrieb er nach Lyon: „Die Verbindungen mit Rubien und Kordofan sind unterbrochen; daher erhielten wir seit mehreren Monaten keine Nachrichten von unsern Missionären aus Dafen und El Obeid. Die letztern sollen, wie wir auf Umwegen erfahren, in El Obeid von den Banden des ‚Mahdi‘ belagert werden. Das Schicksal der übrigen verursacht uns noch größere Angst. Wie man uns als sicher mittheilt, hätten sie sieben Personen stark, zwei Priester, zwei Brüder und drei Schwestern, von der äußersten Noth getrieben versucht, nach Kordofan zu entkommen, sollen aber von den Soldaten des Mahdi aufgefangen und unter den furchtbarsten Drohungen zum Abfall vom Glauben aufgefordert worden sein. Sind sie noch am Leben? Schmachten sie in Ketten? oder haben sie Gott ihre treuen Seelen bereits zurückgegeben? Wir wissen es nicht! Sobald uns sichere Kunde zugeht, werde ich sie Ihnen mittheilen.“ — Der neue apostol. Vikar der Seychellen, Msgr. Symphorian Monard, Ord. Cap., ist in Port-Victoria feierlich empfangen worden. Eine ganz besondere Überraschung bereitete ihm der Gruß einer Familie wie es wohl auf der ganzen Welt keine ähnliche gibt. Auf der kleinen Insel Theresie lebt eine Greisin von 130 Jahren und ihr jüngster Sohn von 95 Jahren. Eine große Zahl Kinder, Enkel, Urenkel und Urenkel kamen nun mit ihrer alten „Mutter“ in die Kirche und empfingen von der Hand des neuen apostol. Vikars das Sacrament der Firmung.

Miscellen.

Der Papst und der Sultan von Sansibar. Von Sr. Heiligkeit wurde leztlich dem Sultan von Sansibar, Saïd-Bargasch, ein prachtvolles Geschenk: ein herrliches Mosaikgemälde mit reicher Einfassung, mit einem Begleitschreiben Sr. Eminenz des Cardinals Simeoni, Präfekten der Propaganda, überandt. Der Heilige Vater wollte dadurch dem Sultan einen Beweis seiner Anerkennung geben für den Schutz, welchen dieser in seinen Staaten den katholischen Missionären angedeihen läßt. In dem folgenden Schreiben berichtet Msgr. Baur, der apostol. Präfekt von Sansibar, Sr. Heiligkeit über die feierliche Überreichung des päpstlichen Geschenkes und die Ehrfurcht und Hochschätzung, welche Saïd-Bargasch bei dieser Gelegenheit dem Heiligen Vater gegenüber geäußert hat.

„Heiligster Vater! Bei der Kunde von der hohen Gunst, deren der katholische Cultus sich in Sansibar erfreut, und von dem Schutze, welchen er stets von den muhammedanischen Behörden erfahren, haben Ew. Heiligkeit, deren Hirtenforge kein Mittel zur Erhöhung der Ihrer Obhut anvertrauten Wahrheit entgeht, gnädigst geruht, mit dem Sultan von Sansibar, Sr. Hoheit Saïd-Bargasch, in Verbindung zu treten. Sobald ich, mit einer Freude, woran alle Katholiken, einheimische und ausländische, lebhaften Antheil nahmen, das Schreiben an diesen Fürsten sammt dem Kunstwerke erhalten hatte, beeilte ich mich, es zu seiner Kenntniß zu bringen, und Se. Hoheit bestimmte, daß die Entgegennahme der päpstlichen Huldbezeugung offiziell in ihrem Palaste stattfände; in dem erhabenen Oberhaupte aller Christen wollte er die Macht und die Majestät eines Souveräns anerkennen. So habe ich denn diesen Morgen, während die Soldaten in Waffenrüstung aufgestellt waren und der Musikchor eine Nationalmelodie spielte, — umgeben von allen Missionären, die sich einen Augenblick ihren Arbeiten entziehen konnten, und begleitet von einer zahlreichen Delegation von Katholiken — Sr. Hoheit Saïd-Bargasch das Schreiben überreicht, welches Se. Eminenz, der Präfekt der Propaganda, für Hochdieselbe mir hatte zugehen lassen. Der französische Consul und sein Sekretär betrachteten es als eine Freude und eine Pflicht, dieser Feier anzuwohnen. Sie machte den besten Eindruck auf alle Anwesenden. Besonders aber fühlte Se. Hoheit sich geschmeichelt durch den Ausdruck der hohen Huld, womit sie sich beehrt sah; eingehend erkundigte der Fürst sich über die Regierung und die Person Ew. Heiligkeit; er theilte mir mit, daß es ihn freuen werde, Ew.

Heiligkeit auf der nächsten Reise nach Europa einen Besuch abzustatten, und wiederholte mir am Schlusse der Audienz: „Heute haben Sie meinem Herzen eine große Freude bereitet, und unverzüglich werde ich nach Rom telegraphiren, um dem Heiligen Vater meine Hochachtung und Erkenntlichkeit auszudrücken.“

Es ist uns bekannt, mit welcher infernalem Haffe Ihre höchste Autorität, Heiligster Vater, heutzutage angegriffen wird in jenem Europa, welches die Päpste dem Christenthum zugeführt und so vor der Barbarei bewahrt haben, und daher sind wir nicht im Stande, die Größe der Freude zu schildern, welche unser Herz erfüllte, als wir bei dieser Gelegenheit einen muhammedanischen Fürsten sammt seinem Volke Ew. Heiligkeit die gebührende königliche Ehre erweisen sahen.

Dieser Tag war für uns ein Festtag und für die Wahrheit ein Triumph. Möge jetzt diese Kundgebung für uns ein noch größeres Maß von Toleranz und Schutz zur Folge haben und so dazu beitragen, daß die Marksteine der heiligen katholischen Kirche, die in diesen unglücklichen Länderstrichen bereits so trostreiche Eroberungen gemacht hat und für deren weitere Ausbreitung die evangelischen Arbeiter ihren Schweiß und ihr Blut zu opfern entschlossen sind, immer weiter vorgerrückt werden.

Indem ich mich, Heiligster Vater, demüthig zu den Füßen Ew. Heiligkeit niederwerfe, erlaube ich mir, ehrsüchtigvoll unsern tiefgefühlten Dank auszusprechen für die Theilnahme, welche Sie dieser Mission von Sansibar zuzuwenden geruhen, und für die Missionäre, für alle Christen, für mich, für unsere gegenwärtigen und künftigen Arbeiten um den apostolischen Segen zu bitten.“

Eine Neophyten-Hochzeit in China. „Sie fragen, wie hier zu Lande der eheliche Bund geschlossen wird,“ schreibt der hochw. Herr Dangy aus Ost-Sutschuen in China. „Wenn immer möglich bei Trommelschlag und Trompetenschall, welche bei keiner chinesischen Feierlichkeit fehlen dürfen, und selbstverständlich gehören auch Gmbeeln, Tamtam und Schüsse dazu. Unsere Neubekehrten bereiten sich aber namentlich durch eifriges Gebet und durch die Erweckung eines Altes der vollkommenen Neue vor. Am Hochzeitstage trägt man die Braut in einer rothen Sänfte nach der Wohnung des Bräutigams; in feierlichem Zuge bringt man hinter ihr die Aussteuer an Kleidern, Geschirr, Möbeln, Bettzeug u. s. w. Im Hause des Bräutigams

